

Unerhört.

Eine Bildergeschichte von Fedor Kliner.

Text von Julius Walter.



1. Ganz ruhig lieg' ich auf dem Ohr
Zur Abendzeit am Gartenthor.
Da kommt etwas herangesummt,
Umschwirrt mein Ohr und surrt und brummt. —
Was kommt denn hier noch für ein Gast?
Man hat doch nirgends Ruh' und Raft.



2. Ich seh' empor: du kleines Ding,
Stör' mich hier nicht und troll' dich flink!
Will dießmal nichts zu Leid dir thun.
Siehst nicht? der Fipsel will hier ruhn.
Doch was? du stichst nach meinem Ohr?
Du lecker Wicht, nun sich dich vor!



3. Was, wieder stichst du? Schickt sich das?!
Schwapp, hast du Eins und liegst im Gras.
Was kommt dir Knirps denn in den Sinn?
Weißt nicht, daß ich der Fipsel bin?
Jetzt packst du dich! das rath ich dir!
Pfid! sticht sie nach der Pfote mir.



4. Nun werd' ich böß, und beiße zu —
Du frecher Bursch, du Unart du!
Ich schnappe hin, ich schnappe her —
Wenn nur das Ding so flink nicht wär! —
Ich springe rechts, ich springe links —
Sie schwirrt um mich im Kreise rings.



5. Jetzt fährt sie auf mich wie der Blitz —
O weh, das war mein' Naselspitz!
O weh, das brennt! o weh, das sticht!
Mit solchem Grobian spiel' ich nicht!
Heidi! in's Gartenthor hinein, —
Die Wespe grimmig hinterdrein.



6. Ich frage, ist so was erhört?
In tiefster Brust bin ich empört.
O armer Fips, wie siehst du aus!
Es ist ein Schimpf! es ist ein Graus!
Ja, es ist aus mit Treu' und Ehr',
Und kein Respect auf Erden mehr.

Luiſe,

die Mutter des Deutſchen Kaiſerhauſes.

Von Werner Sahn.

Mit Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

V.

Die letzten Lebensjahre der Königin. Die Friedensbedingungen wurden Tags nach dem Gaſtmahl, welches Kaiſer Napoleon der Königin Luiſe zu Ehren veranſtaltet hatte, 9. Juli 1807, unverändert, wie ſie lange vorher im Geiſte Napoleons feſtgeſtanden hatten, in Tilsit unterzeichnet. Der Königin war als Lohn aller Demüthigungen nur das Gefühl geblieben, ihre Pflicht gethan zu haben. „Was für Schritte ich gethan habe,“ ſchrieb ſie an ihre Schweſter, die Prinzessin Friederike, die ſich im Bade zu Teplitz befand, „um Preußens Schickſal zu mildern, und wie wenig ſie mir gelungen ſind, weiß alle Welt. Aber ich war ſie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke ſchuldig.“

Das Königreich Preußen war in Folge dieſes Friedens gegen Weſten durch die Elbe begrenzt. Nur eine Provinz (Pommern) empfing Friedrich Wilhelm III. ungeſchmälert zurück, vier andere mit größeren und kleineren Beſchränkungen, die Mark Brandenburg, Schleſien, Weſt- und Oſtpreußen. Alles Uebrige, im Ganzen über 2500 Quadratmeilen, ging verloren; die öſtlich gelegenen fielen an Rußland und an ein neu errichtetes Herzogthum Warſchau, die weſtlich gelegenen an ein neu zu gründendes Königreich unter dem Namen Weſtſalen.

Dieſer Verluſt war keineswegs das Schlimmſte. Auch ein kleiner Staat kann glücklich ſein. Nur muß ihm Selbſtändigkeit und die Möglichkeit der Entwicklung geſtattet ſein. Beides hatte der Kaiſer Napoleon, ſo viel an ihm lag, zu hindern gewußt. Die Hauptſtraßen des Landes wurden im Friedensvertrag als offene Militärſtraßen für franzöſiſche und für Truppen, die mit Frankreich verbündet ſeien, bezeichnet. Preußen ſelbſt ferner durfte in Zukunft nicht mehr als 42000 Mann, d. i. etwa den vierten Theil ſeiner früheren Macht, unter Waffen halten. Und endlich, Preußen wurde zur Zahlung der Kriegskosten verpflichtet.

Bei dieſem letzten Punkte lag das Uebelſte darin, daß augenblicklich nicht angegeben wurde, wie hoch ſie ſich beliefen. Das blieb einer ſpäteren Feſtſtellung vorbehalten.

Deutiſche Jugend. VIII.

Es war ein Friede wahrhaft niederschlagender Art. Welch einen hohen Sinn bekundet es, wenn die Königin trotzdem theils in dem Frieden ſelbſt, theils in den Umſtänden, die ihn begleitet hatten, eine Seite herausfand, die ihr Zutrauen erweckte und ihren Muth über die Noth des Augenblicks erhob. So ſchrieb ſie an ihren Vater: „Der König, mein Gemahl, iſt dennoch größer als ſein Widerſacher! Nach der Schlacht von Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden erlangen können. Aber er hätte da freiwillig mit dem Manne des böſen Willens unterhandeln und ſich mit ihm verbinden müſſen. Jetzt hat er, durch die Noth gezwungen, unterhandelt und wird ſich nicht mit ihm verbinden. Wir ſind im Gewiſſen frei geblieben, das wird zur Freiheit des Staates wieder führen. Ich bin gewiß, lieber Vater, Preußen wird dieſer ſchmähliche Friede und die Art und Weiſe, wie er geſchloſſen, einſt, wenn ich es auch nicht mehr erlebe, über kurz oder lang Segen bringen. Auch hätte der König einen treuen Verbündeten verlaſſen müſſen. Das wollte, das konnte er nicht; er iſt die Treue und Wahrheit ſelbſt. Noch einmal, beſter Vater, ja, es iſt mein feſter Glaube: — dieſe Handlung wird Preußen einſt Glück bringen.“

Die Königin hatte, als ſie dieſen Brief ſchrieb, noch keine Ahnung von der Tücke, mit der der beſiegte Staat gequält werden ſollte. Bald kamen neue Ereigniſſe, die ihr den Muth wieder gänzlich lähmten.

Das Erſte, was dem ganzen Lande und ebenſo der Königin perſönlich ſchmerzlich wurde, beſtand darin, daß der franzöſiſche Kaiſer ſeine Truppen nicht aus dem Lande zog. Dem Friedensvertrag nach ſollte das Land allmählich davon befreit werden. Mit dem Uebelſtand, daß die Truppen im Lande blieben, hingen andere zuſammen. Auch die franzöſiſchen Finanzbeamten blieben. Sie verwalteten die Kaſſen des preußiſchen Staats; alle Einkünfte floſſen nach Frankreich. Der Kaiſer ließ ſich nicht bewegen, irgend etwas in dieſen Dingen zu beſchleunigen.

Der Königin perſönlich, d. h. abgesehen von ihrem Mitgefühl mit der Noth des Landes, war dieſes ſchmerzlich. Denn ſo lange die Truppen in ihren Stellungen blieben, war ſie in Memel wie

in Gefangenschaft. Der Gedanke, nach Berlin zurückzufahren, mußte ohnehin für Jahre hinausgeschoben werden. Aber unter den Umständen, die jetzt herrschten, war es nicht einmal möglich, an eine Uebersiedlung nach Königsberg zu denken. Die preussische Krönungsstadt stand unter dem Befehl eines französischen Commandanten.

Zwei Monate nach dem Frieden waren vergangen, und noch immer hatte der Kaiser nichts zur Aenderung veranlaßt. Ja, die schon schlimmen Friedensbestimmungen wurden nach Belieben noch in's Schlimmere gewandt. Ein Theil Schlesiens, der unter dem Namen „Neuschlesien“ ausdrücklich Preußen vorbehalten war, wurde plötzlich zum Herzogthum Warschau geschlagen. Dem preussischen Gesandten, der deswegen Vorstellungen machte, antwortete man: „das sei ein Schreibfehler im Vertrage!“

Endlich zu Anfang Octobers waren die Forderungen Frankreichs in Betreff der Kriegsentschädigungen von Paris aus festgestellt. Sie waren der Art, daß, wie die Königin am 10. October 1807 in einem Briefe sich ausdrückt, „selbst Stein zum ersten Mal wie zu Stein wurde,“ Freiherr von Stein, dieser kräftigste, ausdauerndste, gedanken- und thatenstarke Geist, der seit einem Monat, zu besonders freudigem Trost der Königin, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Preußens übernommen hatte.

Aus allen Bestimmungen, die von Paris aus über Preußen ergingen, leuchtete die Absicht heraus, den Staat noch mehr herabzudrücken. Die Königin preßte bei diesen Wahrnehmungen besonders der Gedanke, daß ihr auch Berlin entrisen — und zur Hauptstadt eines andern Staats gemacht werden könne. „Dann“, schreibt sie, „habe ich nur einen Wunsch — auswandern, weit weg, als Privatleute zu leben und — wo möglich — vergessen. Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, verfolgt aus Uebermuth, gelähmt durch Unglück, — so müssen wir untergehen. Der französische Gesandte versichert uns, daß auch Rußlands Verwendung nichts helfen werde. Er läßt uns aber den guten Rath geben, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dieß sagen zu dürfen!“

Das Empörende, das die Königin in diesem Rath des französischen Gesandten empfand, lag nicht etwa darin, daß sie sich dagegen sträubte, Juwelen und Kostbarkeiten zu verlaufen. Im Gegentheil, man hatte allgemein im Lande und namentlich die Königin ohne Säumen damit angefangen, sich alles Aufwands zu entäußern. Das Empörende lag in dem Ueber-

muth, mit dem man sich in einer selbstverständlichen Sache für klüger nahm und Rath erteilte.

Wie sehr waren König und Königin ein Vorbild des allereinfachsten Lebens! Bequemlichkeiten, Genüsse, alles fiel fort. In vielen bürgerlichen Häusern ging es größer her, an vielen bürgerlichen Familientischen wurde besser gespeist. Einfach, zu Fuß, gingen der König und die Königin auf den Straßen Memels und später auch Königsbergs, wie schlichte Bürgerleute. Aber die ihnen begegneten, grüßten mit Ehrerbietung zuvorkommend, wie dem mächtigsten Fürsten. König und Königin dankten mit unveränderlicher Huld. „Gott, erhalte deine wunderbare Gnade unserem König und unserer Königin!“ so dachten alle, die das stolze und zugleich demüthige Fürstenpaar sahen.

Daß der königliche Hof endlich von Memel nach Königsberg verlegt werden konnte, geschah in Folge zweier Umstände, einerseits weil der Minister von Stein in Betreff der Zahlungen Anordnungen zu treffen wußte, die das Vertrauen des Kaisers erweckten, andererseits weil der König seinen jüngeren Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Paris sandte und längere Zeit dort zur Pflege freundlicher Beziehungen mit den Machthabern daselbst, dem Kaiser und seinen Ministern, weilen ließ.

Es war im December des Jahres 1807, daß der Rückzug der Truppen über die Weichsel begann. Er wurde so fortgesetzt, daß die königliche Familie Anfang des Jahres 1808 nach Königsberg übersiedeln konnte.

Wenige Wochen darauf, am 1. Februar, wurde der Königin ein Töchterchen beschert.

Dicht neben der Freude, die dem Hause zu Theil geworden war, lag bei diesem Ereigniß etwas Wehmüthiges.

„Dem armen, verlassenen Kinde,“ sprach der König, als die Zeit nahte, da es getauft werden sollte, „wen geben wir ihm zu Pathe?“

„Arm das Kind?“ fragte die Königin, „es ist so reich wie wir! die Liebe des ganzen Volkes steht zu ihm.“

„Ja, Luise, du sprichst zu meinem Herzen,“ antwortete der König, „das Volk sei Pathe des Kindes!“ Und sogleich wurde nach diesem Gedanken verfahren. Männer des Volks, des ritterlichen Grundbesitzes, der Bürgerschaft und Bauernschaft wurden zur Tauffeierlichkeit nach Königsberg geladen. „Luise“ wurde das Kind getauft.

Wie an diesem Familientage, so lebten König und Königin immer fast ohne Scheidewand mitten im Volke. Als der Frühling hereinbrach, verließ

die königliche Familie das Schloß in der Stadt. Ein einfaches Landhaus mit einem freundlichen Gärtchen in der Vorstadt vor dem Steindammer Thor wurde gemiethet. Als die Königin auf die beschränkten Räume daselbst aufmerksam gemacht wurde, sagte sie: „Zum Glück gehört außer dem inneren Frieden nur wenig mehr.“ So zogen sie in das Häuschen und führten dort ihr gottergebenes Leben, wie die Königin schreibt, „wenn auch nicht irdisch glücklich, so doch, was mehr sagen will, im Geiste glücklich.“

„Gnädiger Herr,“ sprach Abraham Sidel, „deine treuen mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz erfahren, wie groß die Noth ist, die Gott über dich verhängt. Deshalb sind wir in unserer Gemeinde zusammengetreten und haben für dich, ein jeder eine Kleinigkeit, zusammengebracht. Von ihnen geschickt komme ich, dich, unsern lieben König, zu bitten, die Gabe aus treuem Herzen anzunehmen. Wir aber wollen nicht aufhören, für dich zu beten.“ Bei diesen Worten überreichte er dem Könige dreitausend Stück Friedrichsd'or.



Hier empfangen sie aus dem Volke jeden, der irgend ein Anliegen oder Anbieten an sie hatte. Wir wollen einen der rührenden Freudenaugenblicke, die dem Könige und der Königin zu Theil wurden, beschreiben.

Wie war es, als der Mennonit*) Abraham Sidel und seine Frau aus der Weichselniederung bei Kulm nach Königsberg gereist waren und um eine Unterredung mit dem Könige und der Königin baten?

*) Mennoniten sind eine Secte der evangelischen Kirche, deren äußere Eigenthümlichkeiten hauptsächlich darin bestehen, daß sie nicht schwören, sondern einfach in jedem Falle „ja“ oder „nein“ sagen, ferner daß sie nicht Kriegsdienste nehmen und daß sie jedermann, auch den Höchststehenden, „du“ anreden.

Und die Frau trat alsdann zur Königin und bat sie, die Butter, die sie mitgebracht habe, anzunehmen. Die Königin war gerührt und übermannt von der einfachen Redlichkeit der Leute. Ihr kamen Thränen in die Augen. Sie reichte der Bauerfrau ihre Hand und hing ihr das Tuch, das sie umhatte, als Gegengeschenk um.

Der König aber verbarg seine Rührung und stellte eine Quittung aus. „Mit Dank habe ich die Gabe meiner treuen mennonitischen Unterthanen in Preußen, dreitausend Stück Friedrichsd'or, empfangen und sehe darin ein Darlehn, das sie von gutem Herzen mir anbieten. In besserer, glücklicherer Zeit, so Gott sie mir ertheilt, werde ich es mit Zinsen abtragen.“ —

Was Wunder, daß die Königin, bei soviel innerer Freude und glücklicher Nahrung, oft ganz ihres äußeren Leidens vergaß! Welch einen innigen Ausdruck ihres Glückes giebt sie in einem Briefe, den sie in eben diesem Jahre an ihren Vater schrieb!

„Gern werden Sie hören, lieber Vater, daß das Unglück, welches uns betroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr es befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Immer empfinde ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat. Noch gestern sagte er schlicht und einfach und sah mit seinen treuen Augen mich an: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!“ Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen. Und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so mit einander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dieß glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dieß mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage. Es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches keinem in der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich vom Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen. Es ist genug, daß wir es wissen.“

Daß die Königin in der Tiefe ihrer Seele zu dieser Ausöhnung gelangte, dazu trugen die Klarheit ihres Geistes und die Reinheit ihres Herzens gleich viel bei. „Es wird mir immer klarer,“ schreibt sie in demselben Briefe, „daß alles so kommen mußte. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Zustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt.“ Die Königin verbarg sich nicht die Veräumnisse, die in den Staatseinrichtungen eingetreten waren und für welche Land und Volk nun leiden mußte. „Aber,“ fährt sie fort, „ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich nicht in der Herrschaft der Gewalt. Es kann nur gut werden durch die Guten. Sorgen wir, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.“

Der Königin liebste Beschäftigung war die mit

den Kindern. Es ist fast wunderbar, wie sie in demselben Briefe an ihren Vater den Charakter ihrer Söhne beschreibt. Der Kronprinz war damals elf und Prinz Wilhelm zehn Jahre alt. Doch sind ihre Worte so, daß sie die tiefsten Charakterzüge des ganzen Lebens ihrer Söhne zeigen. Wir glauben eine Schilderung König Friedrich Wilhelms IV. und des Kaisers Wilhelm zu lesen.

Vom Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., schreibt sie: „Er ist voller Leben und Geist und hat vorzügliche Talente. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolg Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen Sinn an. Für das Wichtige hat er viel Empfänglichkeit und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und kann nicht reiner sein, als er ist.“

Und von dem jetzigen Kaiser, dem damals zehnjährigen Prinzen Wilhelm, schreibt die Mutter die wenigen, aber vielsagenden Worte: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder, verständig.“

Vielsagende Worte! Wir erinnern uns ja, wie die Königin so eben ihren Gemahl geschildert hatte.

So ruhig und ausgeöhnt, wie in diesem Briefe, war die Königin allerdings nicht immer. Zum ersten Mal kam der Jahrestag des Tilsiter Friedens, der 9. Juli, und mit dem alle Qualen der Erinnerung. „Vorgestern vor einem Jahr,“ schrieb sie in ihr Tagebuch, „hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon, gestern die zweite. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten, gelitten mehr um anderer, als um meinethwillen. Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und Menschlichkeit, im Namen unseres Unglücks und der Geseke, welche die Welt regieren. Und ich war nur eine Frau! Ein schwaches Wesen und doch — hoch erhaben über diese herzleeren, armen Widersacher!“

Um sich von diesen Stimmungen zu befreien, las die Königin, wie schon in früheren Zeiten, unablässig viel, besonders in Geschichtsbüchern, auch in der Bibel. Sie überdachte alles reiflich und wiederholentlich. Sie machte sich schriftliche Anmerkungen und prägte gewisse, besonders erhabne Darstellungen, indem sie sie aus dem Gedächtniß wiederholte, sich tief in die Seele ein.

Allmählich wurde es immer klarer und jedem ersichtlich, daß ihr Leben nicht von dieser Welt war, daß sie zu den „leidtragenden Seligen“ gehörte, „die Gott getröstet hat“.

Zu Ende des Jahres 1808 waren der König und die Königin einer Einladung des Kaisers von Rußland nach Petersburg gefolgt. Sie waren mehrere Wochen dort. Und der Kaiser bemühte sich in jeder Weise, durch eigne Liebenswürdigkeit, durch Unterhaltungen aller Art, durch Glanz und Schaugepränge, durch Spiel und Tanz die Gäste zu fesseln. Es waren außerordentliche Vorkehrungen, wie die Königin sie noch nie gesehen hatte, verschwendet. Und der Absicht nach, in der alles geboten wurde, konnte die Königin nicht anders als mit dankbarer Erkenntlichkeit es hinnehmen. In ihr Tagebuch aber schrieb sie am 10. Februar 1809, als sie in Königsberg wieder angelangt waren: „Ich bin zurückgekommen, wie ich hingegangen bin. Nichts blendet mich mehr. Und das Wort, das meinem Herzen entquillt, ist immer dasselbe: mein Reich ist nicht von dieser Welt! —

Furchtbar drangen die Ereignisse des Jahres 1809 in ihr Herz. Ueberall zum Himmel schreiendes Blut in Strömen, vergebliche Anstrengungen der in Sklavenketten Geschmiedeten, ganzer Völker, der Spanier, Oestreicher, und einzelner Helden mit ihrem Anhang, Andreas Hofers in Tyrol, des Oberst von Dörenberg in Hessen, des Major von Schill auf seinem Zuge durch Sachsen und Mecklenburg bis Stralsund, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, überall lautes Hohnlachen, strafferes Geißelschwingen des Siegers über alle Welt!

Als Napoleon den König von Spanien, der ihm ein innigst verbundener Fürst war, im Uebermuth der Herrschsucht entthronte, schrieb die Königin: „Welch warnender Fingerzeig für uns! Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen entthronen! Was haben wir in unserer Lage zu erwarten?“

Als Oestreich den Krieg begann und mit Miesemuth und Miesenbeharrlichkeit Schlachten über Schlachten lieferte und immer verlor, schrieb die Königin: „Ach Gott, wie viel ist über mich ergangen! Du allein hilfst. Auf Erden glaube ich an keine Zukunft mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preussischem Boden. Oestreich singt sein Schwanenlied und dann ade, Germania!“

Die Königin rettete sich in ihrem Geiste, von Augenblick zu Augenblick. Sie hatte ja den Trost ganz in ihrer Nähe. „Ich beklage mich nicht,“ schrieb sie, „daß meine Lebenstage in diese Unglückszeit fallen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen.“

Und ein ander Mal schrieb sie: „Die Nachwelt wird meinen Namen nicht unter denen berühmter Frauen nennen. Aber wenn sie die Leiden dieser

Zeit erfährt, wird sie wissen, was ich unter ihnen ausgestanden habe; und sie wird sagen: ich duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie hinzufügen möge: aber ich gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich errungen haben.“ —

Die Zahlung der Kriegsentschädigung an Frankreich war im Laufe zweier Jahre so weit vorgeschritten, daß allmählich, weil die französischen Truppen zurück zogen und auch Berlin von ihnen frei wurde, an die Rückkehr nach dieser Stadt gedacht werden konnte.

Es ist oft im Leben so, wenn man einem lang gewünschten Glück entgegengeht, beschleicht uns die Wehmuth einer dunklen Ahnung. Es klingt fast heiter, wie die Königin in früherer Zeit Berlins gedenkt. „Ginge es doch nach Berlin! dahin, dahin möchte ich sogleich ziehn. Es ist ein ordentliches Heimweh, was mich dorthin treibt,“ und — „nach meinem Charlottenburg.“ So schrieb sie im August. Je näher aber der Tag rückte, da die Reise vor sich gehen sollte, desto mehr zog sich die Sehnsucht in's stille Herz zurück. „Bald werde ich in Berlin sein,“ sagte sie, „und so vielen treuen Herzen wiedergegeben werden, die mich lieben und achten. Mir wird bei dem Gedanken vor Freude beklommen, und ich vergieße viele Thränen, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem alten Platze finde und doch alles dort so anders ist, daß ich nicht begreife, wie es werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich, und immer möchte ich hinter meinem Schirmleuchter allein sitzen, meinen Gedanken hingegen. Ich hoffe, es wird anders werden.“

Die Reise von Königsberg nach Berlin fand im December statt. Ueberall im Lande wurden König und Königin mit Ehrerbietung und Freude begrüßt, mit lautestem Jubel aber in Berlin. Den treuen Verehrern des Königs und der Königin war endlich gewährt, worauf sie gehofft und worum sie gebetet hatten.

Am 22. December langte die königliche Familie in Freienwalde an, um die letzte Nachtruhe vor Berlin zu halten. Am folgenden Tage stieg die Königin in Weissenfee, eine halbe Meile von Berlin, in den Wagen, welchen die Bürgerschaft Berlins ihr als Huldbigung zum festlichen Einzug entgegengeschickt hatte. Neben ihr und ihr gegenüber nahmen ihre älteste Tochter Charlotte, ihre Nichte Friederike und von ihren Söhnen der Prinz Karl Platz.

Es war wieder ein schöner Wintertag wie damals vor 16 Jahren, als sie im bräutlichen Schmucke

einfuhr. Die Straßen waren wieder gefüllt mit Tausenden und Tausenden, die sie erwarteten. Durch eins der östlichen Thore, das Neue Königsthor, ging diesmal die Fahrt. Vom Thore bis zum Schlosse war durch Militär und Bürgergarden ein Spalier gebildet. Gegen 11 Uhr Vormittags begann das Läuten der Glocken, das die Annäherung der Herrscherfamilie verkündete. Vor dem Wagen der Königin ritt der König in der Uniform der Garde. Mit einer Miene voll ernster Rührung dankte er, mit ihrer ganzen überströmenden Huld dankte die Königin dem zujuchzenden Volke. Das Leibregiment der Garde zu Fuß zog, dem Wagen folgend, gleichfalls ein. Mit diesem, an ihrer Stelle als Officiere des Regiments, betraten der Kronprinz und Prinz Wilhelm marschirend die Stadt.

Langsam ging der Zug durch die Königsstraße, über die lange Brücke, den Schloßplatz, die Schloßbrücke bis zu dem freundlichen Hause, der königlichen Wohnung. Die Thüren standen geöffnet. Und als der Wagen der Königin hinauffuhr, — wer blickte, gespannten, leuchtenden Auges, den Ankommenden entgegen? wer trat an den Wagenschlag, die Königin zu grüßen?

„Oh, mein Vater!“ rief die Königin.

Unter Thränen, die ihren Augen entstürzten, sprang sie aus dem Wagen und beugte sich zu seinen Händen, um sie mit Küßen zu bedecken. Er aber schloß sie in seine Arme und küßte sie herzlich. Langsam gingen sie, die Königin in der Mitte zwischen ihrem Gemahl und ihrem Vater, durch die Thür des Schlosses.

VI.

Krankheit und Tod der Königin Luise.

Die Königin erreichte in dem Jahre, bis zu dessen Schwelle wir die Schicksale ihres Lebens überblickt haben, ihr vierunddreißigstes Jahr. Sie war ganz jung und stand mitten im Leben, als der Tod ihr nahte.

Nicht plötzlich war der Widersacher des Lebens da. Er hatte seit Jahren sich das Opfer ersehen und den Weg zu ihr durch seine Gehilfen, die Angstnächte, die verhaltenen Thränen, die hoffnungslosen Erinnerungen, die vergeblichen Bitten, gebahnt.

Niemand wußte davon, daß die Königin krank sei. Wie sollte auch jemand daran nur gedacht haben. Ihr Aussehen war frisch, ihre Kräfte, des Körpers wie des Geistes, rüstig, ihr Sorgen und Sinnen um die Wohlfahrt der Ihrigen unermüdetlich.

Niemand wußte davon, sie selbst kaum, obwohl

in ihrer Seele dann und wann ein Gefühl der Art sich einstellte.

Sie litt ja nicht um ihretwillen. Die Königin für sich, — wäre sie allein gewesen, — wie gern hätte sie allem entsagt! Aber daß denen, die sie liebte, daß ihrem Gemahl und ihren Kindern das Glück des Lebens vergällt sei, und daß die hohen Ideen, für die sie begeistert war, das irdische Vaterland, sowohl das große deutsche, welches ihr durch die Geburt, wie das kleinere preußische, das ihr durch Wahl zugefallen war, daß diese beiden ihres Ruhmes beraubt seien, das war ihr Leiden.

Wer um andere leiden muß, hat ein unüberwindliches Leiden. Er hat auch gewöhnlich ein unsagbares Leiden. Wem sollte die Königin es aussprechen? denen, die sie umgaben? Das waren ja die, um welche sie litt! Jedes Wort, ja nur eine Miene davon würde das Unglück vergrößert haben.

Die Königin mußte ihren Schmerz verbergen, ihre Thränen hinter einer Maske fließen lassen.

Thränen, die um einen geliebten Todten überfließen, — so glaubt das Volk, — rauben im Grabe dem Gestorbenen die Ruhe. Thränen aber, die um lebende Geliebte zurückgedrängt werden mußten, raubten der Königin Gesundheit und Leben. Sie nahmen ihren grausamen Weg in's Innere, durchbitterten und durchgifteten das Herz und gaben ihm den Todeskeim.

Schon im Jahre 1808, als am ersten Jahrestage des Tilsiter Friedens die Erinnerungsqual nicht von ihr wich, schrieb sie: „Ich leide unfählich! Man macht mir Vorstellungen deswegen, — mir, die ich, wie Atlas die Welt, eine Last von Leiden trage. Was vermag ich darauf zu antworten? — Ich seufze und verschlucke meine Thränen.“ —

Im Jahre darauf war es, — im Frühjahr, als der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich loszubrechen drohte, als auf jeder Seite, wie auch die Wage sich hob und senkte, Schrecken lag: — siegte Frankreich, so bewirkte der Krieg Oestreichs gänzlichen Fall, siegte Oestreich, so die Nothwendigkeit für Preußen, mit gegen Oestreich zu kämpfen. Schon war Rußland nahe daran, seine Truppen mit Frankreich gegen Oestreich zu verbinden. Kam es so weit, daß Napoleon, durch den Augenblick gedrängt, ein preussisches Hilfscorps forderte, — Preußen hätte keine Macht gehabt es zu verweigern. „Ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle!“ schrieb da die Königin, „die Brust möchte es mir zersprengen. Wenn es wirklich so weit käme, daß wir zu dieser Partei übergehen müssen! Was soll aus Deutschland

werden? Preußen gegen Oestreich! O Gott, ist es deiner Prüfungen nicht genug!"

Diese Aengste ergriffen die Königin um die Zeit ihres Geburtstages — im Jahre 1809. Der Hof war in Königsberg. Zwei Tage nach diesem Feste (12. März) schrieb sie: „Einen Tag, wo die Welt mit all ihren Sünden auf mir lag, habe ich erlebt. Ein Schreckenstag war mein Geburtstag. Abends ein großes, glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab; vorher ein reiches, frohes Mahl im Schlosse, — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war zerfleischt. Ich habe getanzt, ich habe gelächelt, ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen jedermann und — ich wußte vor Unglück nicht wohin! Wem wird Preußen über's Jahr gehören? wohin werden wir alle zerstreut sein? Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich!"

„Ich bin krank,“ schrieb die Königin von solchen Leiden übermannt, „und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht gesund werden.“

Daß ein Arzt um diese Krankheit gefragt werden konnte, war allerdings nicht der Fall. Die Königin rettete den Schein der Gesundheit noch ein ganzes Jahr, bis in's Frühjahr 1810.

Da ereignete es sich, daß die Prinzessin, das zweijährige, geliebte Kind, bedenklich erkrankte. Die Königin war in Sorgen und viel um das Krankenbett beschäftigt. Während die Prinzessin allmählich genas, stellte sich bei der Königin ein schmerzlicher Husten ein. Auch Fieber ergriff sie, so daß sie das Bett hüten mußte. Der Husten verlor sich. Aber ab und zu kamen Krämpfe und durchzuckten die Brust in der Gegend des Herzens, länger oder weniger lang andauernd.

In kürzerer Zeit ging die Krankheit vorüber. Sie war aber das Vorspiel der Krankheit, welche die Königin drei Monate später den Ihrigen entreißen sollte.

Die Königin war wieder gesund geworden, die Kräfte hatten sich vollkommen eingestellt. Besonders nachdem sie, die wärmeren Tage im Freien zu genießen, nach Potsdam gegangen war, wurden ihre Farben frisch und blühend, das ganze Aussehen gewann die Lieblichkeit des jugendlichen Alters. Es schien, als ob allmählich alles wieder in die frühere freundliche Art sich fände. Sie besuchten zusammen, der König und die Königin, die lachenden Heimathorte des Friedens und der harmlosen Freude, Parey, die Pfaueninsel. Die Königin hatte sich in das Maß des Glückes, das ihr zugemessen war, gefunden.

Mit Vertrauen sah sie auf die Entwicklung des Volkes, die Wiederherstellung der Armee in neuen Formen und unter neuen Gesetzen. Das große Glück, das der Mensch empfindet, wenn er nach dunkeltem Vagen die Zukunft auch nur ein wenig vor sich geöffnet fühlt, wurde ihr durch den Blick auf ihren Gemahl, der in voller Kraft des männlichen Alters und mit unermüdlichem Fleiß um alles in Volk und Staat sorgte, ebenso durch den Blick auf die gutgearteten, blühend heranwachsenden Kinder erhöht. Sie begann wieder wie früher ihr Glück zu empfinden.

Um diese Zeit geschah es, daß sie öfter und mit größerer Sehnsucht als je an ihren Vater dachte.

Der Vater der Königin war vor langer Zeit, — es war im Jahre nach Luizens Vermählung gewesen, — durch den kinderlosen Tod seines Bruders, des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, zur Nachfolge in diesem Ländchen berufen worden. Nur einmal, im Jahre 1803, hatte die Königin in Begleitung ihres Gemahls dort einen eintägigen Besuch abgestattet. Nun, im Frühjahr 1810, kam der Gedanke an ein längeres Wiedersehen immer wieder in ihr auf. „Unter dem Dache meines Vaters möchte ich wieder einmal schlafen,“ sprach sie.

Man dachte an ein recht glückliches Wiedersehen. Auch die Großmutter der Königin, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, die 81 jährige, schwer geprüfte Frau, war da. Auch ihren Bruder Georg, ihre Schwester Friederike sollte sie dort finden. Welcher Austausch der Kindheits Erinnerungen stand ihr bevor!

Die Reise der Königin fand am 25. Juni statt. Der König hatte versprochen, in drei Tagen nachzukommen. Sie wollten dann einige Zeit zusammen dort verleben und gemeinschaftlich zurüdfahren.

Als die Königin in Fürstenberg, dem ersten Städtchen des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz, anlangte, blickte sie zum Wagen hinaus. Voller Freude rief sie ihrem Vater den Gruß entgegen. Er war ihr bis an die Grenze seines Ländchens entgegen gefahren. Mit ihm zusammen, in einem offenen Halbwagen, ging dann im frohen Schein der Sommerfonne die Fahrt nach Neu-Strelitz. Hier am Eingang des Schloßes stand die Landgräfin. Wie sprang die Königin aus dem Wagen, der geliebten Großmutter Hand und Mund zu küssen!

Die Königin entzückte durch ihre Huld alle, die mit ihr in Verbindung kamen. Sie selbst aber floß in Versicherungen über, wie froh und zufrieden

sie das Wiedersehen mache. Es waren Tage, an denen vor der Helle des Augenblicks alle Schatten der Vergangenheit und Zukunft in nichts zerrannen.

Vollends als am 28. Juni seinem Versprechen gemäß auch der König in Neu-Strelitz anlangte, da war ihre Freude wie die eines glückseligen Kindes. „Nun erst bin ich ganz froh,“ sagte sie zu ihrem Bruder Georg.

Und als die anderen in die Schloßkirche gingen, um deren inneren Bau zu sehen, sie aber eines leichten Unwohlseins wegen zurückblieb, setzte sie sich an den Schreibtisch ihres Vaters und schrieb fast in ausgelassener Freude einen Brief: „Mein lieber Vater! wie glücklich bin ich doch heute, ich bin ja Ihre Tochter und die Gemahlin des besten Gatten! Neu-Strelitz, den 28. Juni 1810. Luise.“

Es waren die letzten Worte, die Luise in ihrem Leben geschrieben hat.

Am Abend desselben Tages fuhren alle nach dem Waldschlosse des Herzogs, nach Hohenzieritz. Auch die Königin fuhr mit, obgleich sie sich nicht ganz wohl fühlte. Als sie ankamen, fieberte sie und ging bald zur Ruhe. Der Zustand ließ am folgenden Tage nicht nach. Kopfschmerzen, Mattigkeit, leichte Fieberanfalle wichen nicht von ihr, so daß die Rückreise, die auf den 30. Juni angesetzt war, verschoben werden mußte. Eine große Erleichterung wurde der Königin durch einen Aderlaß zu Theil, der am 1. Juli von dem herzoglichen Leibarzt verordnet wurde. Die Krankheit nahm hierauf einen ersichtlich guten Verlauf, so daß der König am 3. Juli sich entschloß allein zurück zu fahren.

Es ging ein paar Tage ganz gut. Nur selten wurde das Wohlbefinden der Königin durch Husten und Beklemmungen unterbrochen. Sie tröstete selbst alle, die sich noch um sie beunruhigen wollten.

Aber der Husten und die Beklemmungen hörten nicht auf. Ja, nachdem eine Woche verflossen war, kehrten sie von Zeit zu Zeit heftiger wieder. Plötzlich, am Morgen des 16. Juli, stellte sich ein Brustkrampf ein, wie er noch nicht dagewesen war. Er konnte nicht gestillt werden. Eine Stunde verging über der anderen, ohne daß die Königin von Angst und Schmerzen frei war. Der Athem schien ausgehen zu wollen. „Mein Ende ist nahe!“ seufzte die Königin ein über das andere Mal, „Luft, Luft!“ Man forderte die Königin auf, die Arme auszubreiten und höher zu heben. „Ich bin Königin, sprach sie, „aber meinen Arm kann ich nicht bewegen.“ Fünf Stunden lang litt sie die entsetzlichste Pein.

Die Beobachtungen, welche der Leibarzt des

Herzogs bei diesen Krampfanfällen machte, gaben ihm eine traurige Sicherheit in der Erkenntniß der Krankheit. Er durfte gegen den Herzog nicht damit zurückhalten. „Eine Krankheit, ein Schade am Herzen! Menschliche Geschicklichkeit vermag nichts dagegen!“

Schon bevor dieses Wort gesprochen, als nur die ersten Anzeichen wiederkehrender Gefahr eingetreten waren, hatte der Herzog dem Könige nach Berlin Mittheilung gemacht. Der König war selbst ein wenig erkrankt und kaum vom Bette aufgestanden, so daß ihm widerrathen werden mußte, jetzt sogleich zu fahren. Seine Aerzte aber ließ er die Reise ungesäumt antreten. Bevor Nachricht von Dr. Heim zurückgesandt wurde, traf abermals ein Eilbote ein: „Der König möchte seine Reise beschleunigen.“

Wolkenbedeckt war der Himmel in der Nacht vom 18. zum 19. Juli. Da trabten und stäubten die Pferde vor den saufenden Rädern auf dem Wege nach Hohenzieritz. Der König und von seinen Söhnen die beiden ältesten, der Kronprinz und Prinz Wilhelm, saßen in dem Wagen, schweigend, angstbekommen.

Es war 2 Uhr des Morgens geworden. Da stürmten die Beklemmungen von neuem auf den Athem der Königin.

Allmählich ließen die Schmerzen nach. Aber zum Schlaf kam es nicht.

Wieder stellten sich die Leiden ein, so heftig, daß man dachte, es werde zum letzten Mal sein. Der Herzog stand mit gefalteten Händen zur Seite des Krankenbettes. Allmählich ging der Anfall vorüber.

Gegen 4 Uhr war es geworden, als Heim an das Lager mit der Meldung trat: „Der König ist angekommen!“

„Der König, mein Gemahl?“ rief sie mit freudestrahlenden Augen. „Das hilft mir von den Schmerzen. O, laßt ihn zu mir kommen!“

Vor Traurigkeit konnte der König kein Wort sprechen. Er hielt sie lange und fest, als wollte er sie nicht wieder frei geben.

„Du bist ja so traurig,“ sprach die Königin, „ist es denn so gefährlich mit mir?“

„Nein, nein,“ erwiderte der König; „ich sehe dich so leiden, das ist mein Schmerz. Gott Lob,“ fuhr er dann fort, als ob er den besten Muth hätte, „daß ich hier bin.“

Freudenthränen entstürzten den Augen der Königin. Sie sah auf ihren Gemahl und dankte ihm mit zärtlichen Worten, daß er sie mit seiner Gegenwart überrascht habe. Dem König wollte der Schmerz aus den Augen brechen. In seiner Angst

und Noth ging er aus dem Zimmer, um Kraft zu sammeln.

„Der König geht von mir?“ sprach die Königin ihm nach. „Es war, als wolle er Abschied nehmen. Geht der König von mir, so sterbe ich gleich.“

„Wie bist du gekommen?“ fragte die Königin, als ihr Gemahl sich wieder zu ihr gesetzt hatte. — „Im offenen Wagen,“ antwortete der König. — „Mit deinem Fieber im offenen Wagen?“ — „Ich fuhr so schneller und kam früher bei dir an.“ — „Bist du allein gekommen?“ — „Fritz und Wilhelm sind mitgefahren.“ — „Gott welche Freude!“ rief die Königin, „laß die Kinder zu mir kommen!“

Der Kronprinz und Prinz Wilhelm knieten vor dem Bette ihrer Mutter nieder.

„Mein lieber Fritz! mein lieber Wilhelm!“ sprach sie wiederholt, indem sie sie in ihre Arme schloß.

Aber nicht lange währte die Unterhaltung. Die Schmerzen

kehrten zurück, die Leiden wurden heftiger. Mit kleinen Unterbrechungen dauerte es so bis gegen 9 Uhr des Morgens. Die Kinder mußten wieder entfernt werden.

Wieder forderten die Aerzte die Königin auf, die Arme höher zu legen. Ihr fehlte die Kraft dazu. Als man ihre Bewegung unterstützte, senkte sie ihre Arme doch bald wieder seitwärts. Von Schmerz und Mattigkeit überwunden sprach die Königin: „Ach, mir hilft nichts als der Tod.“

Darauf neigte sie den Kopf sanft auf die Seite, und indem sie leise betete: „Herr Jesus, mache es kurz!“ verschied sie.

Der König hatte die rechte Hand der Sterbenden gehalten. Auf der anderen Seite des Bettes kniete die Prinzessin Friederike. Drei Aerzte umstanden das Lager. Der Herzog, die Landgräfin waren im

Deutsche Jugend. VIII.

Zimmer. Nun traten auch der Kronprinz und Prinz Wilhelm wieder ein. Sie alle sahen die Züge sich himmlisch verklären, wie zum Zeichen, daß jetzt die Seele der Erlösten in das wunderbare, heilige Haus des Vaters eingehe, zu dem sie im Leben so oft gerufen hatte: „Du allein kannst helfen!“ —

Der König beugte sich ernst und still, mit äußerster Fassung, zur Todten nieder und drückte ihr die Augen zu, dann ging er aus dem Zimmer und brach in lautem Schluchzen zusammen.

Er weilte einen Tag im Todtenhause, und fuhr dann mit seinen Söhnen nach Berlin, um dort alles zur Todtenfeier zu ordnen. —



Sechs Tage nach dem Tode der Königin, am 25. Juli, hielt in der Auffahrt zum Schlosse Hohenzieritz, als die Morgenröthe das Dunkel der Nacht ver- scheuchte, aus Berlin ge- sandt der königliche Leichenwa- gen mit acht Pferden be- spannt.

Die Sonne erhob

sich eben zu ihrem Tagesflug, als der Todtenwagen, von allen Beamten des Hofes der Königin und von einem Corps mecklenburgischer Ehrenwache geleitet, aus dem Schlosse hinausfuhr.

Als der Zug an die Grenze zwischen Mecklenburg und Preußen gekommen war, wartete hier die Leib-Schwadron der preussischen Garde du Corps, um die mecklenburgischen Truppen abzulösen.

Wohin der Zug sich weiter bewegte, in allen Dörfern und Städten wurden die Glocken geläutet. Die Behörden aus den Städten, die Schulzen aus den Dörfern, die Prediger, die Beamten, dazu alles Volk kam ihm entgegen und geleitete ihn schweigend, weinend, schluchzend bis an die Grenze des nächsten Ortes.

Dreimal ging die Sonne über diesem Zuge auf.

Nach dem ersten Tage übernachtete er in Gransee, nach dem zweiten in Oranienburg. Ein Officier mit seiner Abtheilung und die Hofbeamten der Königin bewachten den Todtenwagen. Die Bürger umstellten ihn in weiteren Linien mit einem Ehrenschutz.

Am 27. Juli fuhr der Trauerzug durch das Brandenburger Thor in Berlin ein. In langsam schwermuthvollem Gange bewegte er sich unter Choralen und Trommelwirbel die Linden entlang bis zum königlichen Schlosse, wo der König, von allen seinen Kindern umgeben, der Ankunft harrete. Drei Tage lang war der Sarg dem Volke zur Besichtigung im Paradesaale ausgestellt und wurde darauf einsteuerten im Dome beigesetzt.

Des Königs Sorge war es sofort, seiner Gemahlin eine Grabstätte zu geben, die, still und abgesehen vom Treiben der Welt, ihm persönlich nahe und leicht erreichbar wäre. In diesem Sinne gab er ungesäumt den Befehl zur Erbauung jenes Todtentempels im Garten zu Charlottenburg. Wir haben Eingang dieser Erzählungen davon gesprochen. Als das Gebäude im Herbst des Jahres vollendet war, wurde der Sarg am 23. December, dem Jahrestage des zweiten Einzugs der Königin in Berlin, in heiliger Stille dort beigesetzt.

Hier ruhte sie bis zum Jahre 1840 allein, bis Friedrich Wilhelm's III. Todtenbett, seiner Bestimmung gemäß, neben dem ihren aufgerichtet wurde.

Ueber ihrem Grabe erheben sich, von dem berühmten Bildhauer Christian Rauch gearbeitet, in liegender Stellung die Bilder beider, auf Sarggestellten ruhend, als wenn sie schlummerten.

Ueber das Grab hinaus.

Sechzig Jahre nach dem Todestage der Königin waren vergangen. Der — ein 13jähriger Knabe — an der Leiche seiner Mutter gestanden hatte, Prinz Wilhelm, — seit Friedrich Wilhelms IV. Tode König von Preußen, — war nun 73 Jahre alt. Alljährlich, an den heiligen Tagen der Erinnerung, hatten die Pforten des Todtentempels sich den Kindern des königlichen Hauses geöffnet, und in weisevoller Andacht war die Mutter ihrem Geiste wieder und wieder erstanden.

Die Sühne um alles Unrecht, das Frankreich an Preußen begangen hatte, war längst gebracht. In den zwei Kriegen, die ganz Europa 1813—15

gegen Frankreich geführt hatte, war den wenigen Truppen, die Preußen damals mit in's Feld stellen konnte, das Bild der Königin Luise wie ein leuchtender Stern, wie ein zum Siege führendes Himmelszeichen vorangegangen. Jedes große Gefühl für Freiheit und Ehre des Vaterlands hatte sich in den Kindern Preußens mit dem Andenken an diese schuldlos leidende Verkürzte auf's innigste verwebt. Luises Geist konnte nun ruhen. Er hatte all das Seinige gewirkt. Die Wehmuth, die der Gedanke an ihr Leiden und ihren frühzeitigen Tod erweckt hatte, war der dankbaren Freude gewichen, daß sie — eine Zeit lang — so rein und gut, so beglückend und erhebend vor aller Augen gelebt hatte.

Aber die Geschichte wollte ihrem Andenken noch einen strahlenderen Kranz flechten.

Sechzig Jahre waren vergangen, als wieder Frankreich, ja wieder ein Napoleon, der Nefte jenes ersten, die freile Hand gegen Preußen ausstreckte. Persönlich wurde der König von Preußen beleidigt, zu einer Demüthigung herausgefordert, die kein freier Mann über sich nimmt.

Wie! wird es abermals der frechen Gewalt gelingen?

Erhabene Mutter, dein Werk war es, daß deinem Sohne alle Stämme Deutschlands mit den Wipfeln, den Zweigen und Aesten sich zuneigten.

Daß er dir entstammt, daß deine Milde und Hoheit ihn genährt, daß er, wie du einst, sein Leben hindurch gesagt und danach gehandelt hat: „Nur Unrecht meinerseits würde mich zu Grabe bringen! da komme ich aber nicht hin, denn ich stehe hoch!“ das war es, was ihm — wunderbar, wie mit einem Zauberschlage vom Himmel her, wie mit einem Wink aus deinem Semenaug, — die Herzen aller deutschen Fürsten und des ganzen deutschen Volkes zuführte — zweimal, mit einem hellen, begeisterten Rufe. Zuerst scharten sie sich von Norden und Süden um ihn und riefen: „Führe uns! wir kämpfen für deine Ehre und die des Vaterlandes!“ Und als die Siege errungen waren, riefen sie: „Sei auch im Frieden unser Oberhaupt! Sei unser Kaiser! du und — nach dir — dein Sohn und deines Sohnes Sohn!“

Die Geschichte flocht der Königin Luise sechzig Jahre nach ihrem Tode die Strahlenkrone der Mutter des jungen deutschen Kaiserhauses.

Das deutsche Reich, das einst, als sie litt, zusammenbrach: ihr Sohn erbaute es wieder.



Lied der Walküre.

Von

Felix Dahn.

Original-Zeichnung von August von Heyden.



Froh sah ich dich aufblühen,
Du freudiger Held;
Lang folgt' ich dir, schwebend
Und schweigend gefellt.

Oft küßt' ich des Schlummernden
Schläfe gelind
Und leise die Locken,
Die dir wehen im Wind.

Hoch flog ich zu Häupten
— Du ahntest mich kaum —
Durch die Wipfel der Wälder,
Dein Trost und dein Traum.

Ich brach vor dem Bugspriet
Durch Brandung dir Bahn;
Vor dem Schiffe dir schwamm ich,
Weiß-schwingig, ein Schwan.

Ich zog dir zum Ziele
Den zischenden Pfeil,
Auf riß ich das Ross dir,
Das gestrauchelt am Steil.

Oft fing ich des Feindes
Geschwungenes Schwert,
Lang' hab' ich die Lanzen
Vom Leib dir gewehrt.

Und nun, da die Norne
Den Tod dir verhängt,
Hab' ich dir den schnellsten,
Den schönsten geschenkt:

„Sieg! — riefest du selig —
Sieg, Sieg allerwärts!“
Da lenkt' ich die Lanze
Dir in's herrliche Herz.

Du lächeltest lieblich —
Ich umsing dich im Fall —
Ich küsse die Wunde —
Und nun auf — nach Walhall!


Fürst und Krämer.

Erzählung aus der Thüringer Vorzeit

von

Ferdinand Vöhlker.

Mit einer Zeichnung nach dem Gemälde von Moritz von Schwind.

andgraf Ludwig IV. von Thüringen war ein Fürst von großen Tugenden. An Muth und Tapferkeit stand er keinem Ritter seiner Zeit nach; aber er war auch ein gerechter und gütiger Herr, und wie seine Gemahlin, die heilige Elisabeth, eine milde Trösterin und Hilfe der Armen und Elenden war, so wußte auch er in seiner Art geringen Leuten leutselig zu begegnen und hatte seine Freude daran, wenn sich ihm eine Gelegenheit bot, einem Bedrängten mit seiner mächtigen Hand unter die Arme zu greifen. Davon erzählen uns alte Chroniken folgende hübsche Geschichte, die es wohl werth ist, daß ein großer Meister, Moritz von Schwind, sie in der Wartburg an die Wand gemalt hat, so daß noch jeder, der dorthin kommt, sich daran ergötzen kann, als ginge sie just vor seinen Augen erst vor sich.

Eines Tages nämlich stieg Landgraf Ludwig von seiner glänzenden Burg herunter in die anmuthige Stadt Eisenach, um den Handel und Wandel seiner Untertanen zu befehen, denn sie hielten dort Jahrmakkt. Er schlenderte mit großem Behagen zwischen den Buden umher und musterte mit Fleiß, was die Kaufleute zur Schau ausgestellt hatten. Vor einem armseligen Tischchen blieb er stehen, besetzt mit Fingerringen, Nadelbüchsen, Hesteln und Desen, Köffeln und Spanzeuge. An beiden Seiten waren zwei Latten angenagelt und ragten in Manneshöhe über den Tisch. An einer Schnur, die dazwischen ausgespannt war, hingen Steckenpferde, Kindertrommeln, Geigen, Flöten, Pfeifen, Trompeten und Schnürsenkel. Eine Anzahl Kinder stand um den Tisch herum und sah mit verlangenden Blicken zu dem bunten Spielzeug empor. Der Himmel hing ihnen voller Geigen, aber sie hatten ihre paar Pfennige, die ihnen der Vater auf den Markt gegeben, schon in Pfefferkuchen und Zuckerstengeln vernascht und konnten von all den schönen Sachen an der Schnur nichts erschwingen. Das Ansehn hatten sie freilich umsonst.

„Solche Kunden werden euch schwerlich reich machen, lieber Meister!“ hob der Fürst an, indem der Krämer unter tiefen Bücklingen zwischen seinen

Spankörben und Schachteln hervortrat. „Ihr habt euch ein mühselig Gewerbe gewählt; könnt ihr von diesem kleinen Kram euch wohl nähren?“

„Ach, gnädigster Fürst,“ antwortete der Mann, „was thut man nicht um's liebe Brot? Ich schäme mich zu betteln und bin doch nicht stark genug, um Tagelohn zu arbeiten. Könnt' ich mit Frieden und Sicherheit aus einer Stadt in die andre ziehen, so wollt' ich mich durch Gottes Segen von diesem Handel wohl ernähren und sollt' es binnen Jahr und Tag noch einmal so gut mit mir stehen.“

„Wohlan,“ sprach der Landgraf, „du sollst ein Jahr lang sicher Geleite haben und an allen Orten meiner Herrschaft zollfrei sein. Sage, wie viel ist dein Kram wohl werth?“

Der Krämer schlug nachdenklich die Augen in die Höhe, zählte eine Weile an den Fingern fort, indem er dabei einen Posten nach dem andern vor sich hinhurmelte, worauf er dem Landgrafen entschlossen in's Gesicht sah und das Jacit ansagte: „Mit zehn Schillingen, lieber Herr, ist alles bei Heller und Pfennig bezahlt.“

Der Fürst wandte sich zu seinem Kämmerer um: „Gieb ihm noch zehn Schillinge und schicke ihm meinen Geleitsbrief;“ und zu dem ehrlichen Krämer sprach er lächelnd weiter: „Laß mich an deinem Handel Antheil nehmen und gelobe mir treue Compagnie. Du hast für zehn Schillinge Waare, ich gebe zehn Schillinge baar dazu. Nun warte deines Handels und sei guten Muths. Hast du Gewinn, so will ich ihn mit dir theilen; hast du Verlust, so halte ich dich schadlos. Ich denke, wir werden gute Geschäfte machen.“

Damit bot er ihm die Rechte dar, der Handelsmann schlug fröhlich überrascht ein und gelobte treue Genossenschaft. Mit freundslichem Kopfnicken wandte sich der erlauchte Herr davon und mischte sich wieder in das Gewühl des Jahrmakts.

Der Krämer stand noch lange mit offenem Mund ihm nachschauend und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Aber die blanken Schillinge, die er leidhaftig in seiner Hand hielt, bezeugten ihm, daß es kein Traum gewesen; und als nun noch des selbigen Tages

ein Schreiber aus der landesherrlichen Canzlei ihm den Geleitsbrief zustellte mit des Landgrafen eigenhändiger Namensunterschrift und dem großmächtigen Siegel in zinnberrothem Wachs, da dünkte er sich „ein gemachter Mann“.

Und wirklich war von Stund an ein anderer Zug in seinen Handel gekommen. Statt der kleinen Gaffer fand sich ein Käufer nach dem andern ein. Es war nicht unbemerkt geblieben, daß der Herr Landgraf mit diesem Krämer so freundlich verkehrt und gehandelt hatte: er mußte doch wohl die rarsten Sachen feil haben, die auf diesem Markte zu finden wären; und mancher Bürger trug den Kopf hoch genug, daß er seine Vuben auch auf so feinen Steckenpferden wollte reiten lassen, als der Erbprinz droben auf dem Schlosse geschenkt bekam.

Mit leichtem Herzen nahm der Handelsmann des andern Tags den Rest seines Krames auf den Rücken und zog von dannen, sein neues Glück zu versuchen. Sein Handel ging vortrefflich; der Geleitsbrief half ihm überall schadlos und ungehundet durch; er hatte guten Gewinn und führte redlich Buch über Ausgaben und Einnahmen, Soll und Haben, wie es der geschulte Kaufmann nennt; und als das Jahr um war, fand er sich pünktlich auf der Wartburg ein, zeigte dem Fürsten seine Waaren vor und zählte auf die Tafel bei Heller und Pfennig die gemeinschaftliche Cassa auf. Sein Kaufgesell strich, was ihm zusam, in den Beutel, und beide schieden von einander voller Zufriedenheit über den Stand ihres Geschäfts auf gemeinschaftliche Kosten.

„Gut giebt Muth“, heißt's im Sprichwort, und wo erst Geld ist, da fließt noch mehr hin. Das Kaufgut des Krämers mehrte sich zusehends, und bei der nächsten Ablegung der Jahresrechnung gab es auf dem landgräflichen Schloß eine wichtige Verathung. Der Waare war so viel geworden, daß der Krämer sie auf seinem Rücken nicht mehr fortbringen konnte. Auf gebührende Vorstellung wurden die beiden Handelsgesellen willenseins, sie wollten die Sache von nun an in's Große betreiben und sich einen Esel anschaffen, worauf ihr Kram einen bequemeren Fortgang hätte. Es fehlte auch nicht an guter Gelegenheit, ein taugliches Grauthier zu gewinnen, wie man noch heutiges Tages zu Eisenach vor dem Bürgenthor dergleichen zur Auswahl vorfindet, um schwerfällige Personen den steilen Wartberg hinaufzubringen, und nun zog unser Freund selbst landaus landein, kaufte und verkaufte; seiner Artikel wurden immer mehr, und seine Kundschaft breitete sich aus, von der Hörjel im Thüringischen

Wiesenthal bis an die reißende Etsch, die aus den Alpen eine Gasse in's Welschland bricht.

Und so kam er — man sollt' es kaum glauben — bis in die große Handelsstadt Venedig, wo die Schiffe anlegen, die aus dem Morgenlande kommen, und handelte daselbst köstliche Waaren ein, Ringe, Ketten und Spangen, schöngeformte Trinkgefäße, elfenbeinerne Spiegel, Tischmesser, seltene Muscheln und Korallen, Rosenkränze und was dergleichen mehr ist, und zog mit hoch beladenem Thiere wieder heimwärts.

Er spütete sich, um auf St. Cäcilientag in Würzburg zu sein, wo, wie er wußte, auf diesen Tag eine weitberühmte Messe fiel; und als nun die vielgetürmte Stadt zwischen ihren rebenbekränzten Hügeln am schönen Mainstrom vor seinen Augen sich breitete, that er einen Luftsprung, klopfte seinem Esel vergnüglich auf den Nacken und rief: „Freue dich, Grauschimmel! wenn wir drüben wieder weiter ziehen, wirst du leichter zu tragen haben!“ Und freilich fand sein Kram auf der Würzburger Messe einen reißenden Abgang; aber auf ganz andere Manier, als er sich gedacht hatte.

Die Marktbude, welche unser Thüringer im Schatten des mächtigen Doms von Würzburg aufschlug, war mit einem Kauffchak von so stattlichem Ansehen ausgestattet, daß nicht mehr bloß Kinder daran eine Augenweide hatten. Auch Ritter und Herren blieben bewundernd vor ihr stehen, ließen bald dieß bald jenes sich vom Gesellen herabreicheln, hielten prüfend die Perlenschnüre gegen den Sonnenschein, fragten und markteten um den Preis und zählten, der eine mit zufriednem Lächeln, der andere mit mürrischem Seufzer, wie doch alles so unsäglich theuer sei, die klirrenden Gulden auf's Brett hin.

Unter diesen Käufern fanden sich auch etliche fränkische Ritter ein, die bei dem Bischof von Würzburg im Dienste standen und all ihr Gold auf den bunten Wämfern trugen, aber keins im Säckel hatten. Denen behagten die Kleinodien des Krämers auch ganz wohl, und sie hätten gern ihren Frauen eine so hübsche Messe mit nach Haus gebracht. Sie lobten seine Waare, sie schalteten seine Preise; bald standen sie, das härtige Kinn in die Hand versenkt, sinnend und rechnend; bald flunkerten ihre stehenden Augen über den Kauffchak hin, als gingen sie damit um, den ganzen Kram in Bausch und Bogen aufzukaufen. Zuletzt zwinkerte der eine dem andern einen fragenden Blick zu, den dieser mit beifälligem Einverständnis erwiederte, worauf sie beide den Handel kurz ab-

brachen, sagend, sie wollten sich die Sache überlegen, und trotzig den Rücken lehrten.

Sie überlegten es sich auch wirklich, und was bei dieser Berathung herauskam, sollte unser Freund bald genug erfahren.

Der Jahrmart war vorbei, der Krämer gürtete seinen Esel und zog mit ihm wohlgemuth den heimatlichen Bergen zu. Schon nickten ihm die ersten Tannen des Thüringer Waldes ihren landsmännischen Gruß zu; schon hüpfte ihm das Herz bei jedem Pfiff eines Dompfaffen, der aus dem Fichtendickicht am Wege sich vernehmen ließ, als hätte ihm Better oder Base auf gut thüringisch „Gottwillkommen“ zugerufen: als eben diese Fichten auf eine sehr schreckhafte Weise sich plötzlich auseinander thaten und jene Ritter in Helm und Harnisch, mit gezückten Schwertern und von ein paar handfesten Knechten gefolgt, daraus hervorsprangen, der eine seinem Esel in den Bügel, der andere ihm selber an die Kehle fuhr, mit dem Bedeuten, seine Geldkage — die er unter dem blausiminen Kittel um den Leib geschnallt trug, — müsse er hergeben und seinen Esel mit ihnen gehen lassen; wenn er sich ruhig in diesen Handel ergebe, wollten sie ihm, da er sonst ein guter Gesell sei, weiter keinen Unglimpf anthun.

Der Mann, vor Schrecken todtenbleich, doch aber, da es sich um all sein Hab und Gut handelte, noch voll Entschlossenheit, riß aus seiner Brusttasche den Geleitsbrief hervor und zeigte ihnen Siegel und Unterschrift: da sollten sie lesen, wenn sie sich darauf verstünden, mit was für einem Manne sie's zu thun hätten; und sie möchten es sich doch dreimal überlegen, ob sie wohl daran thäten, mit seinem gnädigen Herrn, dem Landgrafen von Thüringen, anzubinden.

Die Herren antworteten ihm mit manchem lästerlichen Fluche; er solle nicht das große Wort führen: hier sei Würzburgisches Gebiet, und sie gäben auf seines Landgrafen Geleitsbrief keinen Pfifferling. Dabei schlugen sie ihn — als sollte das seine Bezahlung sein — mit ihren gepanzerten Fausthandschuhen so hart um die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging, hießen seinen Esel mit allem, was ihm aufgestapelt war, Kehrt machen und trollten davon.

In großer Niedergeschlagenheit, wie man sich denken kann, fand sich der Krämer auf der Wartburg ein. Zum ersten Male kam er mit leeren Händen. Zwei große dicke Thränen liefen über seine wettergebräunten Backen herunter, als er das melken mußte, und es half ihm nichts, daß er an-

standshalber sich mit dem Aermel quer über's Gesicht fuhr, denn gleich darauf kamen zwei andere nachgequollen. Vor Zorn und Aerger versagte ihm mehrmals die Stimme, wie er die Unthat der fränkischen Schnapphähne in ihren schwarzen Einzelheiten schilderte; — es war ein schweres Stück Arbeit, ehe er damit zu Ende kam.

Aber zu seinem großen Erstaunen nahm sich der Landgraf die Sache gar nicht, wie sich's gebührte, zu Herzen; nein, er lachte, schritt zweimal durch das ganze Zimmer auf und ab und lachte wieder, blieb dann dicht vor ihm stehn, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Mein lieber Gesell, betrübe dich nicht zu sehr! Warte nur, ich will schon alles wieder herbeischaffen.“

Noch desselben Tages ließ er seine Boten reiten und berief seine Grafen, Herren, Ritter und Knechte zur Heerfahrt. Auch sein Kaufgesell mußte mit. Er sendete einen Boten dem Bischof von Würzburg, welcher ihm die Unthat seiner Ritter meldete und Genugthuung für dieselbe forderte; doch ward ihm keine Antwort. Mit großer Macht brach er nun in das Frankenland ein, nahm alles, was ihm dort vor die Hand kam, das Vieh in den Ställen, das Korn im Speicher, den Wein im Keller, vorläufig in Beschlag und rückte unter gewaltigem Kriegslärm gerade auf Würzburg los. Der alte Bischof, von einer Hiobspost nach der andern überlaufen, warf sich in den Pfühlen seines Sessels mürrisch hin und her, und wußte in seiner Seele keinen Rath. Er hatte kein Heer, dem trotzigem Feinde zu begegnen. So schickte er denn einen einzelnen Mann, der in aller Ehrerbietigkeit, und als ob ihm nichts von der Ursache bekannt sei, Anfrage thun sollte: was denn Großes vorgefallen sei, das des Landgrafen Zorn wider ihn erregt habe also, daß er im Land einherfahre wie ein Hagelwetter?

„Ich suche meinen Esel!“ sagte kühlen Muths der Landgraf. „Sage deinem Herrn,“ fuhr er fort — und der Strahl seines Auges schlug wie ein Blitz in die schöne Stadt hinüber, — „wenn die Sonne dieses Tages hinter die Berge geht, ehe er mir wieder zugestellt ist, will ich die Thore von Würzburg einschlagen und in seiner Stadt das Oberste zu unterst lehren, bis ich ihn gefunden.“

Mit diesem ungnädigen Bescheid eilte der Bote in die Stadt zurück, und der Landgraf hielt, an der Spitze seiner Mannen, hoch zu Ross, unbewegt an derselbigen Stelle bei zwei Stunden. Da, siehe, schlugen die Flügel des Stadthors langsam aus einander, die Zugbrücke streckte sich knarrend über den Wallgraben, und hervor trat ein langer, feierlicher

Zug geistlicher und ritterlicher Herren, in ihrer Mitte den verhängnißvollen Esel sänsftiglich am Zügel führend. Der Präpositus, mit allen Zeichen seiner Würde angethan, näherte sich mit demüthigem Verneigen dem Fürsten, und das ganze hochwürdige Domcapitul neigte sich mit ihm, worauf er hustend und räuspernd eine wohlgesetzte Rede anhub, aus welcher zu vernehmen war: zu Sr. Bischöflichen Gnaden höchlichem Bedauern habe sich in jüngster

hätte dürfen vermuthend sein, daß der Herr Landgraf sich des Dinges so ernstlich annehmen würde.

Als diese Rede gethan war, stieß der Landgraf sein Schwert klirrend in die Scheide und erklärte die Sache in Frieden abgethan. Als bald sprang von der einen Seite der Krämer, welcher nur mit Mühe bis so lange an sich halten gekonnt, aus den Reihen der Reissigen hervor; von der andern Seite lief aus der Mitte der Prälaten der freigelassene



Zeit eine Irrung und Mißliebigkeit ergeben, welche, abgesehen von der Geringsfügigkeit ihres Gegenstandes, nicht genug zu beklagen sei, und es folge zur Ausgleichung dieses leidigen Handels besagter Esel mit allen seinen Dependencien, d. i. was drum und dran gehangen, als ein Pfand freundnachbarlichen Friedens zu Händen seines erlauchten Eigenthümers hierbei zurück, unter hochernstlicher Versicherung, daß man diesem bedauerlichen Vorkommen schon frühzeitiger würde Abhilfe geschafft haben, falls man sich

Esel im Geschwindschritt seinem Herren in die Arme. Es war ein rührendes Wiedersehen, und wundert mich nur, daß kein Auge dabei naß wurde, sondern alle, Freund und Feind, in ein herzliches Lachen ausbrachen.

Und nun ich mit meiner Geschichte zu Ende bin, meine lieben jungen Leser, mögt ihr euch in aller Ruhe das Bildlein dazu anschauen; und wenn euch dabei zu Muthe wird, als wäret ihr selber dabei gewesen, so freuet euch mit den Fröhlichen.

Frühlingswanderlied.

Von Georg Lang.

Was ruft des Himmels heller Schlag?
Was lockt der Sonne Schein?
O seht, die Erd' hat Feiertag,
Es zieht der Frühling ein!
Die Lüfte wehn so frisch einher,
Es grünt und blüht das Land,
Als ob die Welt gekommen wär'
Erst heut' aus Gottes Hand.

Ade, ade, du stilles Haus,
Dahin ist unsre Ruh!
Wir wandern froh zum Thor hinaus
Dem lieben Leuze zu!

O Frühling, jede Blume blüht
Für dich, dir rauscht der Fluß,
Dir gilt ein jedes Vogellied:
So nimm auch unsern Gruß!

Laß deinen Odem, der die Welt
Verklärt in Lieb' und Lust,
Laß ihn, du wonnereicher Held,
Auch ziehn in unsre Brust! —
Dann komm' der Winter immerhin
Und tob' um's stille Haus:
Den frischen, frohen Jugendsinn,
Den treibt er nicht heraus!

Bilder aus der kleinen Thierwelt.

Von

Heinrich Reise.

Mit einer Illustration von G. Schmidt.

„Vom Eis befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Wind.“
Goethe.

I. Der Teich und seine Bewohner.

Die Zeit, in der sich in frohem Drängen und Treiben allüberall der Frühling kund giebt, haben wir eben erlebt. Jubelnd begrüßten wir den geschwägigen Staat, der von dem First der Dächer und auf den Wipfeln der Bäume so froh und heiter schon in früher Morgenstunde plauderte. Die Pflanzen blieben nicht zurück, die Knospen schwellten von strotzendem Saft, die harzreichen Sprossen der Kastanien glänzten funkelnd im Sonnenschein, noch lagen in ihrer Wiege die zartbewimperten Blätter der Buche, aber nur noch weniger sonniger Tage bedurfte es, und Wald, Feld und Flur im frischesten Grün prangen zu lassen.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo alles mit frohem Herzen und offnem Auge hinaus wandert, um den Moment nicht zu verfäumen, all den Wundern, die sich ringsum entfalten, zuzuschauen. Der Eine lenkt seine Schritte in Flur und Feld und freut sich der ersten Blumen und Blüthen, welche der Erde entsprossen, der Andre durchschweift den Wald und stellt den Lauf-, Laub- und Holzläfern nach, deren geschäftiges Treiben ihn besonders fesselt. Ich bitte den jungen Leser, mich auf einer kleinen Tour in's Freie zu begleiten und einem Teiche in sonniger Landschaft einen Besuch abzustatten. Nicht mit Unrecht hat man die Landseen, Teiche und Weiher die Augen der Landschaft genannt. Wie freundlich schimmert aus dem saftigen Grün die spiegelblanke Fläche des Weihers hervor; nur ein milder West kräufelt die Wellen, und leise flüsternd bewegt sich das Röhrich, welches verdorrt, jedoch durch das neu aufkeimende noch nicht verdrängt, den Weiher umsäumt. Nicht minder anmuthend liegt der Teich im vollen Mondenglanz da; denkt nur an Lenau's unvergleichliches Lied:

„Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.“

Doch zu unserm Zwecke müssen wir ihm an einem hellen, sonnigen Tage einen Besuch abstaten, um das unendlich reiche Leben, welches sich überall

in ihm regt und entfaltet, etwas näher kennen zu lernen. Wie viele Tausende und aber Tausende gehen gleichgültig an solch einem funkelnden Auge der Landschaft vorbei, und haben keine Ahnung, welche Wunder es birgt. Wir begeben uns an den Rand des Wassers und blicken einige Zeit unverwandt in die klare Tiefe, und nicht lange wird es dauern, bis irgend ein Wesen durch seine zierlichen Bewegungen unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sei es ein Molch, der langsam aus der Tiefe emporsteigt und, mit den Füßen sich an ein Wassergewächs klammernd, uns durch seine Farbenpracht erfreut, sei es einer der größern Schwimmkäfer, etwa ein Gelbbaum, der auf Beute ausgehend lustig durch das Wasser streicht, oder sei es ein unscheinbares Reißig, oder eine aus Sand geformte Hülse oder Trombe, die sich auf dem Grunde des Wassers langsam kriechend fortzubewegen scheint: irgend etwas wird den wißbegierigen Freund der Natur sehr bald fesseln.

Betrachten wir nun einen Wassermolch, Röhrling oder Wassersalamander (Triton) näher. Neuere Beobachter haben bei diesen Wassersalamandern mehrere Gattungen erkannt, jedoch unterliegen deren Bestimmungen noch einigem Zweifel, weil diese Thiere je nach der Jahreszeit, dem Alter und Geschlecht die Farbe ändern. Seht, dort taucht ein Feuermolch dicht an der weißen Blüthe der schönen Wasserfeder empor, über die sich so eben eine blau schillernde Libelle schwingt: tigerartig gefleckt, erregt er durch seine lebhaften Farben unser höchstes Interesse. Mit Hülfe des mitgenommenen Netzes gelangt er bald in unsern Besitz; wir sehn jetzt, daß sein ruderförmiger Schwanz zusammengedrückt ist und senkrecht steht, an den Vorderfüßen befinden sich vier, an den Hinterfüßen fünf Zehen. In der Gefangenschaft verlieren die Salamander bald ihre lebhaften Farben und der stark entwickelte Rückenkamm schwindet; die lebhafteste Färbung zur Frühlingszeit mag das Hochzeitsgewand des Thieres sein. Ich nahm mehrere gefangene Salamander einst mit nach Hause, brachte sie mit einigen Wasserpflanzen in einen geräumigen

Glasnapf, und bemerkte am 12. Mai Sämüre von Eiern, welche an den Wasserpflanzen haften. Am 29. Mai bemerkte ich Leben im Ei, und am 2. Juni krochen die Kaulquappen aus, am 25. Juni traten die Vorderfüße hervor, und unter dem Mikroskop konnte ich den raschen Kreislauf der Säfte in den Zehen deutlich wahrnehmen; die Kaulquappen starben



jedoch bald darauf, wahrscheinlich weil es ihnen an passender Nahrung gebrach; im Freien würden die Thierchen sich ohnedieß wohl auch schneller entwickelt haben. Die Kaulquappen athmen anfänglich durch Kiemen, die büschelförmig, drei auf jeder Seite des Halses, stehen und sich äußerst zart und zierlich im Wasser entfalten. Die Vorderfüße entwickeln sich zuerst, dann treten die Hinterfüße hervor, und später schwinden die Kiemenbüschel. Bei einiger Aufmerksamkeit werdet ihr in den Teichen die Salamander in den angeführten Verwandlungsstufen leicht finden. Die Wasserfalamander nähren sich von kleinen Wasser-

Deutsche Jugend. VIII.

insecten, jedoch lieben die erwachsenen Exemplare hauptsächlich Regenwürmer, die sie beim Kopfe packen und dann unter seitlich schwankenden Bewegungen verschlingen. Ich wog einen Salamander, dessen Gewicht 50 Gran betrug, und dieser verschlang einen Regenwurm von 12 Gran; ein anderer Salamander, 36 Gran wiegend, verschlang einen Regenwurm von 8 Gran; sie können also den vierten Theil ihres eigenen Gewichts auf einmal an Nahrung zu sich nehmen. Todte Regenwürmer ließen die Thierchen unberührt.

Spallanzini erzählt, daß die Wasserfalamander im Stande sind, abgeschnittene Gliedmaßen mehrmals und zwar mit allen Muskeln und Blutgefäßen neuzubilden; ja, selbst herausgenommene Augen sollen sich wieder erzeugen. Wir aber wollen mit den harmlosen Thierchen keine so grausamen Experimente anstellen, sondern uns ihrer Farben und ihrer Bewegungen in den Teichen erfreuen. Dufay berichtet, daß Salamander längere Zeit von Eis umschlossen sein können und so wie dieses aufthaut, sich wiederum bewegen. — Nimm nun, junger Leser, einige gefangene Salamander mit nach Hause, betrachte und beobachte sie in einem geräumigen Glasnapf, in welchem einige Wasserpflanzen und ein Stückchen Holz, auf welches die Thiere sich begeben können, enthalten sein müssen, und hast du deinen Wissensdurst befriedigt, dann gieb die Gefangenen wieder frei, denn in der Freiheit entwickeln sie sich am vollkommensten. —

Zu den häufigsten Bewohnern der Teiche und Gräben gehören auch die Wasser- oder Schwimmkäfer, die durch ihre Gestalt dazu geschaffen scheinen, das Wasser schnell durchschneiden zu können, und die an ihren rudersförmigen Hinterfüßen leicht kenntlich sind; hiervon machen nur wenige Arten eine Ausnahme. Blickt nur aufmerksam in das Wasser des Teiches, und ihr werdet eine Menge Arten von Schwimmkäfern entdecken; namentlich einer der häufig vorkommenden, zugleich einer der größten, wird eurer Aufmerksamkeit gewiß nicht entgehen, es ist dieß der gesäumte Tauchkäfer (*Dytiscus marginalis*).*)

Dieser gesäumte Tauchkäfer ist ein gewandter Schwimmer, ein kräftiger und gefräßiger Vursche. Ihr dürft ihn mit keinem andern Schwimmkäfer noch mit Fischen in ein Gefäß zusammen bringen, er mordet alles und schont seiner eigenen Brut nicht.

*) Die drei folgenden Illustrationen sind in dem 2. Band unseres Jugendwerkes dem Artikel Kinderaquarium von Carl Mohrbach, auf den wir hier nochmals hinweisen, bereits beigegeben gewesen.

Um ihn zu beobachten, bringt euer gefangenes Exemplar in einen besondern Glasnapf, füttert ihn mit kleinen Stückchen rohen Fleisches und erneuert das Wasser dann und wann; auf diese Weise könnt ihr ihn längere Zeit erhalten.

Häufig kommt der Käfer an die Oberfläche des Wassers und hebt den Leib zum Theil über dieselbe empor. Auf diese Weise versorgt sich unser rüstiger Schwimmer mit der erforderlichen Luft, für welche er unter seinen Flügeldecken eine Vorrathskammer besitzt; die Luftröhren oder Tracheen, durch welche das Athmen bewerkstelligt wird, befinden sich unter den Flügeldecken zu beiden Seiten des Leibes. Der Käfer muß sich nicht allein des Athmens wegen, sondern auch weil er specifisch schwerer als das Wasser ist, mit Luft versorgen. Hat er sich hinreichend mit derselben versehen, so rudert er kräftig, um in die Tiefe hinunterzusteigen und seinem Raube nachzu-



gehen; schnell kommt er in die Höhe, weil die Luft ihn hebt. Er steigt in dem Wasser aufwärts, wie der Luftschiffer in seinem Ballon in die Luft. Vielleicht dient dem Käfer die Luft, welche er vor dem Untertauchen ansammelt, wie dem Fische die Schwimmblase. Macht nur einmal den Versuch mit eurem gefangenen Tauchkäfer, dem Gelbfaum, und drückt unter dem Wasser gelinde die Flügeldecken desselben gegen den Hinterleib zu; dann werdet ihr Luftblasen in die Höhe steigen sehn, und wenn keine mehr zum Vorschein kommen, ist der Käfer specifisch schwerer als das Wasser und nicht mehr im Stande sich an die Oberfläche zu begeben; er muß in seinem eigenen Elemente ertrinken, wenn ihr ihn nicht rechtzeitig über das Wasser emporhebt, so daß er sich neuerdings mit frischer Luft versorgen kann. Damit dieß Experiment aber gelinge, darf das Wassergefäß nicht zu flach sein, weil es in diesem Falle dem Käfer zuweilen möglich wird sich emporzuschwimmen.

Hält man den Gelbfaum zwischen den Fingern und drückt ihn ein wenig, so spritzt er mit Heftigkeit einen stark riechenden, wasserhellen Tropfen aus;

bei näherer Untersuchung fand ich, daß diese Flüssigkeit eine Säure war, indem sie blaues Lakmuspapier stark röthete; es ist dieß eine allgemeine Eigenschaft der Säuren. Wahrscheinlich dient diese Säure dem Käfer bei etwaigen Angriffen seiner Gegner als Vertheidigungsmittel. Es ist bekannt, daß viele Käfer, wenn man sie anzugreifen sucht, sich einer überreichlichen, ätzenden Flüssigkeit, die sie ihren Verfolgern entgegen spritzen, mit vieler Gewandtheit zu bedienen wissen.

Aus den Eiern des Gelbfaums schlüpft nach zehn bis vierzehn Tagen die Larve, welche im erwachsenen Zustande eine Länge von zwei Zoll erreicht. Sie ist graubraun, spielt jedoch gegen den Bauch hin in's Gelbliche; der Leib besteht aus zwölf Gelenken, von denen das erste am Halse das größte und stärkste ist. Die Fehzangen dieser Larve bestehen aus zwei scharfen, dünnen und krummgebogenen Spitzen, die das Thier nach Belieben auseinander sperren und zusammenziehen kann; mit Blitzesschnelle fährt die Larve auf ihren Raub los, der in Wasserinsecten aller Art besteht. Diesen saugt sie den Saft aus, und läßt die Hülse dann fahren. An Geßrägigkeit sucht die Larve ihres Gleichen.

Wenn die Zeit der Verwandlung herannahet, so begiebt sie sich an den Rand des Gewässers, in welchem sie sich befindet, und bohrt sich gewandt in die feuchte Erde ein. Hier macht sie sich, den Körper beständig hin- und herwendend, eine Höhle, und verwandelt sich nach vierzehn Tagen in eine Puppe. Diese ist gelblich weiß und wird von einer zarten Haut so fest umschlossen, daß sie keinen ihrer Füße, die man deutlich liegen sieht, zu rühren im Stande ist. Der Kopf ist groß und zeigt glänzende, hervorstehende, schwarze Augen. Wen erinnert diese Puppe nicht unwillkürlich an die in Finnen und Byssus eingehüllten Mumien Aegyptens?

Nach zwei bis drei Wochen entsteigt der vollkommen entwickelte Käfer seinem Sarge, und nur wenn die Larve sich im Herbst verpuppte, bleibt sie als Puppe während des Winters in der Erde, und der Käfer kommt erst im Frühling zum Vorschein. —

So wie der Schmetterling, welcher seiner Puppe entstiegen, nicht gleich flugbereit ist, sondern seine Flügel erst dehnen, entfalten und kräftigen muß, so ergeht es auch unserm Käfer, wenn er seinen Kerler gebrochen. Er hat anfänglich noch nicht seine schwarzbraune Farbe, sondern ist heller, und die Flügeldecken sind noch weich; erst nach Verlauf von einigen Tagen haben diese ihre gehörige Festigkeit bekommen und der Käfer begiebt sich in's Wasser, in welchem er bereits als Larve gelebt, oder er entfaltet seine

Flügel und sucht ein anderes Gewässer auf. Das Männchen des Gelbfauns hat glatte, glänzend schwarzbraune Flügeldecken, das Weibchen dagegen eingekerbte Längsstreifen; beide, sowohl Männchen wie Weibchen, sind mit einem gelben, breiten Saumborbt, dem sie auch ihren Namen verdanken. Ausnahmsweise findet man zuweilen Weibchen, deren Flügeldecken glatt sind; das Hauptkennzeichen aber, an welchem man am sichersten das Männchen vom Weibchen unterscheidet, ist der breite Ballen, den ersteres stets an den Vorderfüßen, letzteres dagegen nie hat. Mit diesen Ballen, die ähnlich eingerichtet sind, wie die Saugballen an den Füßen der Laubfrösche, vermag der Käfer sich an den glattesten Gegenständen fest zu halten.

Von ähnlicher Größe wie der Gelbfaun ist der *Dytiscus circumcinctus*, so wie der *Cybister Roeselii*, dessen Flügeldecken einen grünlich-metallglänzenden Schimmer zeigen. Am häufigsten aber werdet ihr in Teichen, Gräben und Pfützen den sogenannten Gelbfleck (*Acilius sulcatus*) finden; er hat nur den dritten Theil der Größe des Gelbfauns, ist denselben Verwandlungen unterworfen und eben so räuberisch, seine Bewegungen im Wasser sind dagegen lebhafter. Die Flügeldecken des Weibchens sind ebenfalls durch Längsstreifen eingekerbt, die des Männchens sind glatt, doch trägt auch dieses an den Vorderfüßen die sichern Kennzeichen seines Geschlechts, die breiten Ballen.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant,“ sagt der Dichter, und gewiß findet dieser Ausspruch auf das Leben in der Natur eine eben so treffende Anwendung. Wir wollen in's Wasser greifen, und was sich unsern Blicken bietet, in bunter Reihenfolge betrachten. Mit den Wasserpflanzen, die wir ausziehen, kommt zufällig eine Spinne in unsre Hand; der Körper derselben mißt ohne die Beine sechs bis sieben Linien, ihr Vordertheil ist braun, ihr Hintertheil einfarbig schwärzlich, grau oder bräunlich-grau und behaart. Sobald die Spinne sich in's Wasser begiebt, scheint sie von Silber umflossen zu sein. Dieß ist aber nichts anderes als atmosphärische Luft, welche dem haarigen Körper des Thieres anhängt. Ihrem scheinbaren Silberglanz und ihrer Vorliebe zum Wasser verdankt sie den Namen *Argyroneta aquatica*. Diese Spinne nun, eine vortreffliche Baumeisterin, baut ihren Palast unterm Wasser. Rosenheyn beobachtete die kleine Baumeisterin in einem Glase, das er mit Wasser füllte, und fand, daß sie nach vierundzwanzig Stunden mit ihrer Wohnung fertig war. Sie zieht zuerst einige kurze Fäden in unregelmäßiger Richtung an der senkrechten Wand des Glases, und

gewöhnlich nahe dem Boden, wahrscheinlich um erst einen festen Punkt zu gewinnen, an den sie sich halten kann. Alsdann zieht sie von da aus einige Fäden schräg abwärts, und befestigt diese sowohl am Boden selbst als an den tieferen Stellen der senkrechten Glaswandung. Von allen diesen Fäden wird der Umriss einer halbkegelartigen Form gebildet. Oftmals, doch nicht immer, bemerkt man auch ein Seil, welches in umgekehrter Richtung von der Spitze dieses Kegels quer durch das Wasser nach der Oberfläche führt und als ein sicherer, bequemer Schienenweg zur Verbindung von oben nach unten dient. Jetzt steigt die Spinne empor, versorgt sich mit einem



tüchtigen Luftvorrath, der an dem behaarten Hinterleibe hängen bleibt, und begiebt sich zu ihrem Bau zurück. Sie verbindet dann die zuerst gesponnenen Fäden nahe der Spitze des Kegels mit Quersäden und gießt nun ihren Firniß aus, und zwar so dicht, daß man mit einer gröberen Nadel nirgends in einen Zwischenraum stoßen kann. Dann läßt die *Argyroneta* einen Theil ihres Luftvorrathes fahren, indem sie mit den Füßen den behaarten Hinterleib kämmt, die Luft verfährt sich unter dem Taffetgewölbe und bildet eine große Silberperle; die Spinne steigt darauf wieder empor und bringt so lange Luft in ihre Wohnung hinunter, bis diese so geräumig ist, daß sie hinreichend Platz darin findet. Hier lauert sie nun gemächlich auf ihren Raub, und wenn durch das Athmen die Luft abnimmt und das Wasser in ihre Wohnung tritt, so holt sie wieder frische Luft

von der Oberfläche hinunter. Ihr könnt euch die Wohnung dieser Spinne wie einen Ballon vorstellen, der, in der Luft schwankend, noch an Stricken gehalten wird. Auch der Ballon, den die Spinne unterm Wasser gebaut, würde in die Höhe steigen, wenn sie ihn nicht vorsichtig durch vielfach gezogene Fäden verankert hätte. Ich habe an einer gefangenen *Argyroneta* die interessanten Mittheilungen Rosenheyns bestätigt gefunden, und jeder meiner freundlichen Leser wird sich leicht in den Besitz der Spinne setzen und sich an dem eigenthümlichen Bau der kleinen Meisterin erfreuen können.

Im April, Mai und Juni werdet ihr in Teichen sowie auch in kleinen fließenden Gewässern, wenn ihr das Auge aufmerksam auf den Grund des Wassers richtet, kleine, aus Sand geformte Hülsen finden, die sich langsam fortbewegen. Ähnliche Hülsen, aus Splittern, Grashalmen und Reifig gefertigt, bemerkt ihr gleichfalls auf dem Grunde wie auch an der Oberfläche des Wassers, und sind diese kleinen, röhrenförmigen Behälter die Wohnungen der sogenannten Wasserraupe, der Larve der Frühlingsfliege oder Wassermotte (*Phryganea*). Die Larve häutet sich mehrere Male, und da sie nach jeder Häutung größer wird, so muß sie auch für eine geräumigere Wohnung Sorge tragen. Sie verläßt die alte Wohnung, macht ein Gespinnst, das sie mit feinen Sandkörnchen besetzt, und bildet auf diese Weise eine Röhre, die außen rauh, aber innen sorgfältig mit weichen Fäden ausgestattet und vorn und hinten offen ist. Auf diese Weise hat das Thier sich einen Panzer geschaffen, aus dem es nur den Vorderkörper heraus streckt, wenn es auf Raub ausgeht; bei Annäherung eines Feindes zieht es sich jedoch sofort in seine enge Behausung zurück. Mit Hilfe einiger Zapfen kann das Thierchen sich in der Röhre festhalten, so daß es dem Wasser oder irgend einer Gewalt Widerstand entgegenzusetzen vermag. Sobald nun die Verwandlung der Wasserraupe herannahet, begiebt sie sich an's Ufer, befestigt sich an Reifig, Sträuchern oder Steinen, die über das Wasser emporragen, und verschließt die Oeffnungen ihrer Hülse oder ihren Panzers. Hier wartet sie den Puppenzustand ab, und nach etwa 14 Tagen bricht aus der Hülse die Wassermotte hervor. Die Farben dieser Frühlingsfliege sind einfach, gewöhnlich ockergelb oder bräunlich. Die Fühlfäden sind lang und haarförmig; es gehört die Wassermotte zur Ordnung der Netzflügler.

Andere Arten Wasserraupe bauen ihre Hülse aus Gras, Rinde, Holzstückchen zc.; diese halten sich gewöhnlich an der Oberfläche des Wassers auf, und bedürfen deshalb einer leichten Wohnung. Die

Wasserraupe, welche ihren Panzer aus Sandkörnern formt, geht ihrer Nahrung auf dem Grunde des Wassers nach. Die Larven sind übrigens sehr gefräßig; Koesel berichtet, daß er einst eine Anzahl derselben behufs näherer Untersuchung in eine Flasche gethan, in welcher sich ein kleiner Fisch, der ungefähr einen Zoll lang war, befand; die Larven fielen über den Fisch her und hielten ihn mit ihren scharfen Klauen so fest, daß er kaum im Stande war sich zu bewegen, und nach Verlauf einer Stunde hatten sie ihn beinahe gänzlich verzehrt.

Ständige Bewohner der Teiche, Weiher und Gräben sind auch die Wasserospinnen oder Wasser-
mücken, richtiger die Wasserwanzen (*Cimex lacustris*); ihr kennt sie gewiß alle, und habt sie wohl auch oft bewundert, wenn sie zierlich wie Schlittschuhläufer über das Wasser dahinschossen.

„Auf dem stillen, schwülen Pflübe
Tanz die dünne Wasserospinn',
Drunten auf kristallnem Staube
Thront die Unkenkönigin.“

So schildert Freiligrath in seinem reizenden Schwabemärchen die gewandte Tänzerin.

Auch den in seinen Bewegungen langsamen und trägen Wasser-
scorpion (*Nepa cinerea*) werdet ihr häufig in den Teichen finden.

Die Vorderfüße desselben sitzen nicht am Bruststück, sondern am Kopfe, und haben, wie die Füße der Krebse, scheerenförmige Spitzen; der Körper ist oval, die Farbe aschgrau. Diesem trägen Burschen gegenüber bildet der Drehläufer (*Gyrinus natator*) einen erfreulichen Gegensatz. Wie die Schwalben in der Luft, tummelt er sich herum und kreist unaufhörlich auf dem Wasserspiegel. Der kleine Käfer hat eine länglich-runde Gestalt, mit steifem, kurzem Kopf und kleinen steifen Kiefern, der Kopf steckt in der Brust; die Larven dieses Käfers sind groß und verpuppen sich in länglichen Hülsen auf Wasserpflanzen. Die Füßchen des Drehkäfers sind röthlich; wenn er sich in Kreisen auf dem Wasser tummelt, bemerkt man gewöhnlich an dem hintern Ende seines Körpers ein silberglänzendes Luftbläschen. Diesen beschwingten Käfer mit der Hand zu haschen wird euch schwerlich gelingen, bei der geringsten Bewegung taucht er unter's Wasser. Mit einem leichten Netze werdet ihr ihn jedoch bald erhaschen, und nehmt ihr ihn in die Hand, so schwimmt er eine Flüssigkeit aus, deren Geruch an Moschus erinnert. —



Die Larven, sagte der Dichter, haben keine fühlende Brust; der Kampf um's Dasein treibt auch

sie zur Grausamkeit. In den Teichen und Weihern wird ein ewiger Krieg geführt, und der Schwache unterliegt hier stets dem Stärkeren. Noch manches könnte ich euch über die Bewohner der stehenden Gewässer mittheilen: ihr alle kennt die reizenden, schon vorhin erwähnten Libellen, die durch ihren schlanken Körperbau und ihren pfeilschnellen Flug unsere Aufmerksamkeit fesseln. Auch die Larven dieser Netzflügler leben im Wasser, und wenn ihre Verwandlung naht, kriechen sie an Gräsern oder Schilf empor, und so wie das Insect ausgebildet ist, bricht es seine Hülle, entfaltet die Schwingen und steigt in die Lüfte. Ihr werdet häufig Puppenhüllen, den Gaze- und Florgewändern einer Ballettänzerin gleich, an Schilf und Gräsern der Teiche und Gräben haften finden. Doch während ich der Libellen gedenke, fällt mir ein reizendes Lied Goethes ein, das ich euch

wohl mittheilen möchte; es soll auch mich daran erinnern, nicht zu sehr in's Einzelne zu gehn und alles zu zergliedern, ich werde einiges immer gern eurer eigenen Zergliederungskunst überlassen.

„Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle;
Mich freut sie lange schon;
Bald dunkel und bald helle
Wie das Chamäleon.
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O, daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben sähe!
Sie schwirrt und schwebet, raslet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.
Da hab' ich sie! da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau
Und seh' ein traurig dunkles Blau. —
So geht es dir, Zergliederer deiner Freuden!“

Die Sage von den beiden Hilden.

Von Wilhelm Osterwald.

Mit einer Original-Zeichnung von Gustav Spangenberg.

König Siegebard von Irland hatte einst auf Zureden seiner Gemahlin Ute ein großes Hoffest veranstaltet und aus allen Theilen seines Reiches die vornehmsten Gäste eingeladen, die sich dann mit Waffenspielen und andern Lustbarkeiten über eine Woche lang am Hofe des freigebigen Königs vergnügten. Aber die große Freude nahm, wie es so oft im Leben zu geschehen pflegt, mit Schrecken ein Ende.

Der siebenjährige Sohn des Königs nämlich, dem die Eltern den Namen Hagen gegeben hatten, war während der Festtage der Obhut einer edlen Jungfrau anvertraut; aber diese horchte mit vielen Andern auf das Lied eines fahrenden Spielmanns und vergaß auf den Knaben zu achten, und in diesem Augenblick schoß ein gräulicher Vogel Greif aus der Luft nieder, packte den jungen Hagen mit seinen Krallen und entführte ihn zum Entsetzen aller Anwesenden mit Blitzes-Schnelligkeit durch die Lüfte.

Da war alle Festfreude in Traurigkeit verkehrt, und wie sehr sich auch das edle Königspaar bemühte, vor den Gästen seinen Schmerz zu mäßigen, so war doch fortan das innerste Leben der beiden nichts als Jammer und Herzeleid, denn Hagen war ihr einziges Kind.

Inzwischen hatte der Greif den kleinen Hagen weithin nach einem einsamen Meeresstrande getragen

und seinen Jungen zur Speise in's Nest geworfen. Aber der eine junge Greif, der den Knaben begierig an sich gerissen hatte und die Beute nicht mit den übrigen theilen wollte, hatte sich zu weit auf das Ende eines Zweiges begeben; er stürzte, da der Zweig unter seiner Last brach, unbeholfen zur Erde und mußte im Fallen den Knaben fahren lassen, der sich alsbald in ein nahees Gestrüpp und von da in einen Wald rettete, wo er eine Felsenhöhle fand.

Hierhin hatten sich schon früher drei Königstöchter gerettet, die der Greif gleichfalls geraubt hatte, und die unter ähnlichen Verhältnissen der Eier der jungen Greisen entronnen waren und sich dann nach einander in der Höhle zusammengefunden hatten. Auch sie waren noch ganz jung. Die schönste von ihnen hieß Hilde und war die Tochter des Königs von Indien, die zweite hieß Hildburg und war aus Portugal, und die dritte war die Tochter des Königs von Island.

Als die drei Mädchen den Knaben Hagen auf ihre Höhle zukommen sahen, erschrakten sie anfangs und hielten ihn für einen Zwerg oder einen unheimlichen Waldgeist, und bateten ihn sie zu verschonen; als er ihnen aber die Geschichte seiner Entführung erzählt und seinen und seiner Eltern Namen genannt hatte, nahmen sie ihn freundlich auf und theilten ihre Speisen mit ihm, die freilich nur in

Wurzeln, Kräutern und Früchten des Waldes bestanden.

So lebte er geraume Zeit mit den drei Königstöchtern in der Felsenhöhle und im wilden Walde, gewöhnte sich mit der Zeit an die raube Kost, ward kräftig und stark in der frischen Waldluft und hätte wohl manches Mal seine Freude an dem seltsamen Leben auf dem einsamen Meeresstrande haben können, wenn er nicht mit seinen Gefährtinnen in fortwährender Angst vor den Greifen hätte schweben müssen, die ihm nur selten erlaubte, den Wald zu verlassen und an's Ufer zu gehn.

Auf einer seiner Uferwanderungen fand er die Trümmer eines gestrandeten Schiffes und in demselben eine volle Ritterrüstung. Mit Freuden ergriff er sie, denn wie jung er auch war, so hatte er doch schon als kleiner Knabe am Hofe seines Vaters im Tragen und Führen ritterlicher Waffen sich fleißig geübt und war seit jener Zeit bedeutend größer und stärker geworden. Er rüstete sich also vollständig mit Panzer und Helm, Schwert und Bogen und versäumte sich dabei so lange, daß er nicht mehr in den Wald und in die Felsenhöhle zurückeilen konnte, als der alte Greif sich wieder sehen ließ.

Aber er fürchtete sich auch nicht mehr vor dem Greife, seitdem er so wohl gerüstet und gewaffnet war, sondern nahm den Kampf muthig mit dem Ungethüm auf, erst mit dem Bogen und dann mit dem Schwerte, und es gelang ihm, nicht bloß diesen, sondern auch den andern von den beiden alten Greifen zu tödten, nach deren Fall ihm der Kampf mit den jungen Greifen, die gleichfalls einer nach dem andern kamen, wie ein Kinderspiel erschien, denn er brachte sie ohne große Anstrengung alle um's Leben.

Nun war große Freude unter den vier Königskindern, denn sie konnten sich nun nach Herzenslust an Gottes freier Luft und Sonnenschein erquicken.

Da Hagen nun seine guten Waffen hatte, ging er auch fleißig auf die Jagd und erlegte eines Tages im Walde ein seltsames Unthier, dessen Blut er trank, weil ihn die Jagd sehr durstig gemacht hatte. Davon erhielt er übermenschliche Kraft, und da er sich so wunderbar gestärkt fühlte, trug er das Fleisch des getödteten Thieres in die Felsenhöhle und gab auch den Königstöchtern davon zu essen, die dadurch gleichfalls wunderbar gestärkt und noch viel schöner wurden, als sie schon vorher gewesen waren. Auch gab ihnen, wie sie später erfuhren, die wunderbare Speise die Kraft, viel länger jugendlich zu bleiben als andere Menschen.

Wie anmuthig nun aber auch das Leben der vier Königskinder in mancher Beziehung dort war,

so sehnten sie sich doch recht herzlich nach dem Verkehr mit anderen Menschen und, wenn es sein könnte, vor allen mit ihren lieben Eltern und Verwandten.

Daher gingen sie täglich an den Meeresstrand und spähten über die Wellen, ob sie nicht ein Schiff erblicken könnten. Endlich nahte eins, und ihr Winken und Rufen wurde bemerkt und erhört. Ein Boot, das an den Strand geschickt wurde, nahm die vier Königskinder auf und brachte sie auf das Schiff.

Aber der Herr des Schiffes war ein Graf von Karadie, der in Feindschaft mit Hagens Vater Siegebands lebte und deshalb, als er Hagens Namen und Herkunft erfuhr, ihn mitfammt seinen Gefährtinnen als Geiseln an sich nehmen und in seine Heimat entführen wollte.

Doch darüber erzürmte Hagen so furchtbar und bewies jedem, der Hand an ihn legen wollte, seine Kraft so nachdrücklich, daß alle Schiffsleute ihn fürchteten und der Schiffsherr, dem übrigens Hagen die Gunst seines Vaters wieder zu erwirken versprach, sich bereit erklärte, die vier Königskinder nach Balian, der Burg Siegebands zu bringen.

Als sie nach Irland gekommen waren, schickte Hagen Botschaft an seine Eltern und ließ sie bitten zu ihm an den Meeresstrand zu kommen. Diese hatten den geraubten Sohn längst für unwiederbringlich verloren gehalten und kamen zweifel-müthig an. Als aber die Königin Ute ihrem Sohne in's Gesicht sah und obendrein auch noch ein goldnes Kreuz auf seiner Brust erblickte, das sie selbst ihm vor Jahren umgehängt hatte, da erkannte sie den lieben Sohn und küßte und herzte ihn wieder und wieder, und sein Vater that dasselbe, und im ganzen Lande war wieder Freude und Jubel.

Der Graf von Karadie, dem Siegebands seine frühere Feindschaft vergab, ward mit reichen Geschenken entlassen, Hagen aber mit seinen drei Gefährtinnen wie im Triumph nach Balian geführt, wo sie alsbald reich gekleidet wurden und alles erhielten, was ihnen als edlen Königskindern zukam. Das war denn freilich ein anderes Leben als im hohlen Felsen und im wilden Walde auf dem einsamen Greifenstrande!

Als nun der junge Hagen zum Ritter geschlagen und zu den Jahren gekommen war, daß seine Freunde ihm riethen, sich nach einer Frau umzusehen, erklärte er, keine andere als die schöne Hilde von Indien könne seine Gemahlin werden, denn ihr sei er für sein ganzes Leben zu großem Dank verpflichtet.

Damit waren seine Eltern wohl zufrieden, und so wurden Hagen und Hilde ein Paar; und da Siegebund mit Ehren alt geworden war, legte er die Herrschaft nieder und übergab sie seinem Sohne, und das Land freute sich darüber, denn er war wegen seiner übermenschlichen Stärke weithin berühmt und gefürchtet und hatte dabei doch so viel Milde und Menschenfreundlichkeit, daß seine Unterthanen sich von seiner Herrschaft des Besten versehen konnten.

In der Ehe Hagens und Hildens wurde ein Töchterchen geboren, das nach seiner Mutter ebenfalls Hilde genannt wurde. Hagen hatte das Kind über alle Maßen lieb und gönnte seinen Anblick kaum einem andern Menschen. Und es wuchs im Laufe der Jahre so heran, daß es noch schöner wurde als seine schöne Mutter, und der Ruf von der wunderbaren Schönheit der jungen Hilde von Irland ging aus in alle Welt und lockte viele reiche und edle Fürsten, sich um ihre Hand zu bewerben.

Aber Hagen gönnte sie keinem Manne, sondern fuhr jeden Werber mit zornigen Worten an. Niemand, sagte er, solle seine Tochter erhalten, der ihm nicht selbst an Macht und Stärke überlegen wäre, und da die Fürstenbotschaften trotzdem kein Ende nehmen wollten, ward er zuletzt so grimmig, daß er die Boten ohne Weiteres greifen und hängen ließ, um nur von den lästigen Werbern befreit zu werden.

Der Ruf von Hildens Schönheit war auch zu dem deutschen Könige Hettel von Hegelingen gedrungen, der in den Landen an der Nordsee Herr der Friesen zu Wasser und zu Lande und über Ditmarschen und Waalland gewaltig war. Und da er noch unvermählt war und die schöne Hilde von Irland für würdig hielt, neben ihm auf dem Throne zu sitzen, berief er seine drei mächtigsten Lehnsträger, den sangeskundigen Horand, seinen Neffen, den starken Wate von Stormarn und den reichen Frute von Dänemark, und forderte sie auf, mit einem reichen Gefolge nach Irland zu fahren und für ihn um die Hand der schönen Hilde zu werben.

Dazu waren die drei Helden bereit. Da sie aber die große Gefahr kannten, die mit solcher Werbung verbunden war, so beschloßen sie unter der Maske von Landflüchtigen zu reisen, gleich als hätte sie der Zorn des Königs Hettel aus ihrer Heimat vertrieben; ihre Schiffe aber wollten sie mit reichen Schätzen und Kaufmannsgütern aller Art befrachten und in den unteren Schiffsräumen hundert wohlgerüstete tapfere Helden verbergen, die ihnen, wenn es noth wäre, beistehen könnten.

Hettel billigte ihren Plan, und als alles zur

Abreise bereit war, nahmen die guten Helden Abschied von ihrem Könige, stachen in See und kamen nach einer langen und schweren Fahrt glücklich an den Strand von Irland vor die Feste Vallan, in der Hagen seinen Königssitz hatte.

Als sie an's Land gestiegen waren, glaubte man ihrer Aussage, daß sie Vertriebene wären, obgleich sie gar nicht darnach aussahen, daß sie sich leicht von einem Andern vertreiben ließen. Allein sie stimmten von der gewaltigen Macht des Königs Hettel ein so langes und breites Lied an, daß man keinen Zweifel in ihre Rede setzte, sondern sie ruhig gewähren ließ, als sie am Strande ihre Zelte und Buden aufzuschlagen begannen.

Frute von Dänemark spielte nämlich den reichen Kaufherrn und ließ in seinen Buden, vor denen er behäbig auf und ab ging, die kostbarsten Kleinodien und die seltensten Waarengüter auslegen, über welche die in Schaaren herzu strömenden Einwohner der Stadt um so mehr staunten, je billiger er sie verkaufte; ja zum großen Theil verschenkte er sie ganz umsonst. Vor allen Dingen aber hatte er dem König des Landes eine große Anzahl der kostbarsten Geschenke übersendet und ihn um seine Huld und seinen Schutz wider ihren Verfolger, den mächtigen König Hettel von Hegelingen, gebeten.

In der ganzen Stadt wurde von nichts gesprochen als von den reichen Fremdlingen; der König kam selbst an den Strand und fand großes Gefallen an ihnen, namentlich an dem vielerfahrenen Frute und an dem alten Wate, dem das Haupt in vielen Kämpfen ergraut war und der sich den ellenbreiten Bart mit vielen schönen Silberborten durchflochten hatte und aus seinen blitzenden Augen doch überaus klug und verständig und wiederum eben so gutmüthig zu blicken verstand.

So konnte es nicht fehlen, daß auch die beiden Königinnen, die alte wie die junge Hilde, von den Fremden hörten und neugierig wurden sie zu sehen. Darum baten sie den König, die Helden zu Hofe kommen zu lassen, und Hagen erfüllte ihre Bitte und lud die guten Helden ein, daß auch die Frauen sie sehen und sich von ihnen erzählen lassen könnten, wie es in andern Ländern der Welt zugehe.

Und die Frauen des Hofes fanden großes Gefallen an den Erzählungen, Hagen aber schloß den alten Wate ganz besonders in's Herz und fragte ihn, ob in seiner Heimat auch die Sitte des ritterlichen Zweikampfes nach allen Regeln der Kunst bekannt sei.

Da stellte sich der alte schlaue Graubart, als verstände er von solchen Dingen gar nichts, meinte aber, wenn es ihm einer zeigen wollte, so würde er

sich mit der Zeit ja wohl auch noch in die Sache finden können.

Das war dem Könige eben recht, und so lud er den alten Recken zu einem kunstgerechten Waffengang ein, zeigte ihm, wie man sich stellen und auslegen, die Hiebe austheilen und sich decken mußte, und was sonst noch zu einem regelrechten Fechten gehört; und Wate hörte geduldig zu, als wenn ihm das alles völlig neu wäre, that auch ein paar ungeschickte Hiebe, über die der König herzlich lachen mußte, und machte dadurch seinen Lehrmeister nur um so sicherer in dem Glauben, daß er es mit einem völligen Neuling in der Fechtkunst zu thun hätte.

Aber sobald es zu einem wirklichen Waffengange zwischen den beiden gekommen war, schienen ihre Rollen immer mehr umgetauscht zu werden; denn der alte Wate wußte sich eben so gut zu decken als Hiebe auszuthellen, und machte so feste und dabei doch so kunstgerechte Ausfälle, daß der König, nachdem er durch den ganzen Saal getrieben war, endlich halb lachend, halb leuchend ausrief: „Laßt es gut sein, Herr Graubart, denn ich sehe nun wohl, ich kann mehr von Euch lernen, als Ihr von mir.“

Doch gewann Hagen den Alten nur um so lieber, und so stand denn die Sache der Hegalinger am irischen Königshofe gar nicht übel; aber in ihrem eigentlichen Vorhaben wären sie doch nicht sonders vorwärts gekommen, wenn nun nicht auch Horand seine Künste gezeigt hätte.

Es war aber Horand ein Sänger, der auf Erden seines Gleichen nicht hatte, und wer ihn hörte, der glaubte in eine Welt entrückt zu sein, in der ein ewiger Lenz die Herzen mit seliger Jugendlust erfüllte und holder Friede durch die Kette aller erschaffenen Wesen erklänge.

Voll süßen Entzückens horchten die Iren dem lieblichen Sänger zu, wenn er seine wunderbaren Weisen erklingen ließ, und seine andächtigste Zuhörerin war die junge Hilde. Tag und Nacht hätte sie an ihrem Erkerfenster sitzen können, um im Anhören der süßen Lieder Horands sich und die Welt zu vergeffen.

Darum ging sie, als Horand eine Zeit lang nicht gesungen hatte, zum Könige, umfaßte schmeichelnd sein Kinn und sagte: „Lieb Väterchen, heiß' doch den lieblichen Sänger uns noch mehr singen.“

Aber Hagen zuckte die Achseln. „Mir selbst,“ sagte er, „könnte nichts Lieberes geschehen, als wenn der wunderbare Sänger alle Abende vor dir sänge; aber diese Fremdlinge sind gar hochfähriger Natur und wollen nichts anders thun als aus freien Stücken.“

Nun schickte die junge Königin heimlich zu Horand und ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen. Da ging Horand mit einem Edlen seines Gefolges zur schönen Hilde, von dem Kämmerling geführt, den sie geschickt hatte, und sang ihr auf ihre Bitte seine schönsten Weisen vor.

Als er geendet hatte, dankte sie ihm züchtig und gab ihm zum Lohne einen goldenen Ring von ihrem Finger und andre kostbare Geschenke.

Aber Horand behielt nichts davon als einen Gürtel, den er, wie er sagte, seinem Herrn bringen wollte.

„Wer ist denn dein Herr?“ fragte sie rasch. „Wie heißt er? Trägt er eine Krone und herrscht er über ein eigenes Reich?“

Da sah sich Horand vorsichtig um und flüsterte ihr zu, sein Herr heiße Hettel und sei der mächtigste König, und in seinem Auftrage sei er mit seinen Freunden gekommen.

„Nimm,“ sagte er, „mein Herr entbietet dir, daß sein Herz von inniger Liebe zu dir erfüllt ist, und daß er die ganze Hoffnung seines Lebens einzig auf dich gestellt hat. Nun, junge Herrin, zeige auch du ihm zum Dank dafür deine volle Huld und Güte.“

„Wenn ich sein Herz gewonnen habe,“ sagte Hilde, „so möge Gott es ihm lohnen; und wenn er mir ebenbürtig ist, so könnte ich ihn wohl zum Manne nehmen, wenn du mir nur alle Abende und Morgen deine süßen Lieder singen wolltest.“

Das versprach Horand gern und sagte, an Hettels Hofe lebten zwölf Meister, die es in der Sangeskunst weiter brächten als er; aber noch viel schöner als sie alle zusammen singe sein Herr, der König, selbst.

Da erklärte Hilde, halb noch von Horands süßem Gesange bethört und halb aus mädchenhafter Lust an dem ungewohnten Abenteuer, sie wolle einem solchen Könige gern seine Liebe lohnen und seinen Boten folgen, wenn sie nur vor ihrem Vater dürfte.

Da rieth ihr Horand, sie solle nur ihren Vater um Erlaubniß bitten, mit ihm und ihrer Mutter das Innere der fremden Schiffe zu besuchen, da sie gehört hätte, daß die Gäste das Land wieder verlassen wollten; für alles andere wollten dann er und seine Freunde schon sorgen.

Hilde willigte ein und Horand beurlaubte sich mit seinem Begleiter bei ihr und ging hocherfreut zu den Freunden und theilte ihnen mit, was er ausgerichtet hätte. Auch sie freuten sich darüber und billigten den Plan, den er mit der schönen Hilde verabredet hatte.

Darauf rüsteten sie alles zur Abreise und gingen dann zu Hofe, um Urlaub vom Könige zu begehren. Hagen war sehr betrübt, als er ihre Absicht vernahm, da sie aber auf ihrem Vorsatz beharrten, ertheilte er ihnen den gewünschten Urlaub und wollte sie reich beschenken.

Aber sie nahmen nichts an, und Wate sagte: „Mehr als mit den reichsten Geschenken könnt Ihr uns ehren, Herr König, wenn Ihr auf unsere Schiffe kommt und unsre reichen Vorräthe schauet, und zu-

von Männern und Frauen an den Strand. Freundschaftlich empfingen die kühnen Neken ihre Gäste, führten sie auf die Schiffe und zeigten ihnen alle Kostbarkeiten. Sobald aber der König auf ein kleineres Boot gegangen war, um dessen Einrichtungen kennen zu lernen, wußte Wate es so einzurichten, daß die Frauen getrennt und die Anker gelichtet wurden, und ehe Hagen sich des Dinges versehen konnte, fuhrten die kühnen Helden mit der schönen Hilde davon.



gleich Eure Gemahlin und Tochter mitbringt, damit auch sie sehen können, wie es im Innern unsrer Schiffe aussieht. Das würde uns für unser ganzes Leben eine schöne Erinnerung bleiben und eine Ehre sonder gleichen sein.“

Das sagte Hagen zu, und hocherfreut gingen die kühnen Neken wieder an den Strand und ließen auf Frutes Rath vieles von den Vorräthen aus den Schiffen auf's Land bringen, damit die Schiffe leichter und zur schleunigen Abfahrt bequemer würden.

Am nächsten Morgen kam Hagen mit seiner Gemahlin und Tochter und mit einem reichen Gefolge

Deutsche Jugend. VIII.

Hagen wüthete, als er des Betruges inne wurde, rief nach seinem Speer und schwur allen den Tod, die seine Hand erreichen würde; aber es half ihm nichts, daß auf seinen Ruf sich ein großes Heer am Ufer zusammenfand, denn des Königs Schiffe waren nicht segelfertig.

Doch stand er deßhalb von der Verfolgung nicht ab, sondern bot alle Kräfte auf, um eine Flotte auszurüsten, und setzte nach Verlauf einiger Tage mit einem Heere von dreißig tausend Mann den Räubern seiner Tochter nach.

Inzwischen war Hettel durch einen voraus ge-

schickten Boten bereits davon in Kenntniß gesetzt, daß seine Helden ihm die schöne Hilde zuführten, doch nicht ohne Gefahr wären, da ihnen von ihrem Vater Verfolgung und Rache drohe. Da machte sich der edle König mit einem reichen Rittergesolge auf, der schönen Braut entgegen zu fahren.

Auf dem Strande von Waleis traf er seine Boten, die, als sie ihn mit seinem Heere kommen sahen, schon gefürchtet hatten, es sei Hagen mit seinen Iren, doch nun, da sie den lieben Herrn erkannten, voll hoher Freude waren und sich beeilten, ihm die schöne Braut zuzuführen. Von der immer noch jugendschönen Hildburg, der Gespielin ihrer Mutter, begleitet, trat sie dem Könige züchtig entgegen, und er begrüßte sie herzlich und verlobte sich ihr durch einen Kuß im Ringe seiner Freunde und Verwandten, und alle, die es sahen, theilten seine Freude.

Als aber die Freude sich am lautesten äußerte, mußte sie plötzlich verstummen, da Horand das Wapen Hagens auf einem der zahlreichen Schiffssegel erkannte, die gegen den Strand heranzuhren. Hilde erschrak, denn sie befürchtete vom Zorn ihres Vaters das Schlimmste; aber Wate brachte sie rasch auf die Seite, vertraute sie dem Schutz von hundert auserlesenen Rittern an und eilte dann zurück, um die landenden Iren mit streitbarer Hand zu begrüßen.

Als bald entbrannte zwischen beiden Heeren der heftigste Kampf, Hagen suchte vor allen dem kühnen Hettel zu begegnen und brach sich durch die Reihen der Kämpfer dahin Bahn, wo das Schwert des Friesenkönigs am lautesten klang. Furchtbar war der Kampf zwischen den beiden Königen und lange unentschieden; aber zuletzt war Hagen doch der stärkere, Hettel wurde durch eine schwere Wunde verhindert weiter zu kämpfen, und wenn nicht seine Freunde ihm eilig zu Hülfe gekommen wären, so hätte es ihm noch viel schlimmer ergehen können.

Jetzt nahm Wate an Hettels Stelle den Kampf mit Hagen auf und wüthete so entseßlich, daß Hilde für das Leben ihres Vaters zitterte und den König Hettel, der sich inzwischen seine Wunde hatte verbinden lassen und wieder auf den Kampfplatz eilte, flehentlich bat, den grimmigen Wate von ihrem Vater zu scheiden.

Sofort stürzte Hettel in die Schlacht, hieb sich bis zu den beiden Hauptkämpfern durch und forderte sie mit gewaltiger Stimme auf, dem Kampf ein Ende zu machen und Frieden zu schließen.

„Wer darf hier wagen mich zum Frieden zu mahnen?“ fragte Hagen grimmig.

„Ich bin es,“ sagte der Friesenkönig, „König

Hettel von Hegelingen, der seine Boten ausgeschildet hatte, um die schöne Hilde zu entführen und für ihn zur Braut zu gewinnen.“

Da ward Hagen ein gutes Theil ruhiger und sagte: „Ist es wahr, daß sie nicht als wilde Räuber zu ihr gekommen sind, und hast du als mächtiger König deine Ehre gewahrt, so habt ihr mir die liebe Tochter allerdings mit schönen Künsten abgewonnen.“

Als er das hörte, sprang Hettel freudig hinzu, trennte die beiden Kämpfer, band sich den Helm vom Haupte und ließ Frieden rufen über das ganze Land. Sodann neigte er sich vor dem Könige Hagen und bat ihn zu gestatten, daß die schöne Hilde, die ihm Herz und Reich abgewonnen habe, nun auch in seinem Reiche als Königin des Landes die Krone tragen dürfe; und als Hagen seine Zustimmung gegeben hatte, schickte er nach dem alten Wate, der sich auf die Heilkunde verstand, daß er dem Könige seine Wunden verbände.

Wate aber verband sich erst selbst seine Wunden und nahm sich Zeit dazu. Als aber Hilde ihn flehentlich bat, ihrem Vater mit seiner Kunst behülftlich zu sein, sagte er barsch: „Hier kann keiner von mir geheilt werden, ehe ich nicht erfahren habe, daß zwischen deinem Vater und meinem Herren die Sühne gestiftet sei.“

Weinend sprach Hilde: „Dürfte ich doch hingehen zu meinem Vater und ihn selbst darum bitten; aber ich fühle es bitter, daß ich übel gegen ihn gehandelt habe, als ich ihn wider seinen Willen bösslich verließ.“

„Nun, nun,“ brummte der alte Wate, „anfragen lassen können wir doch bei ihm.“

Und er schickte Boten an den König ab und ließ fragen, ob seine Tochter ihm nahen dürfe.

„Warum sollte ich hier im fremden Lande ihren Gruß vermeiden,“ ließ er zurücksagen. „Gern will ich sie sehen und ich bin der Hoffnung, König Hettel werde ihr und mir alles Leid verjüßen.“

Da eilte Hilde, von Horand und Frute geführt und von der treuen Hildburg begleitet, zu ihrem Vater. Dieser sprang, als er sie kommen sah, freudig erregt von seinem Sitze auf und rief ihr entgegen: „Willkommen, Hilde, mein liebes Töchterlein! laß mich in Freuden deinen Gruß empfangen.“

Da warf sich Hilde an seine Brust und konnte vor Scham und Rührung nicht sprechen; er aber küßte sie herzlich, machte sich sanft von ihr los, führte sie in Hettels Arme und sagte: „Da habt euch und behaltet euch lieb bis an euer Ende, wie ich und deine Mutter uns lieb haben.“

Nun weigerte sich Wate nicht länger, dem Könige Hagen seine Wunden zu verbinden, und er that es so geschickt und mit so kräftigen Heilmitteln, daß der Verwundete zusehends genas und bald seine volle Kraft und Frische erhielt. Wate aber begnügte sich nicht damit, sondern ging auf's Schlachtfeld und verband und heilte daselbst so viele Verwundete, als ihm möglich war, und linderte so ein gutes Theil der Leiden, die der blutige Kampf auf dem Strande verursacht hatte.

Nun lud Hettel den Vater Hildens ein, mit ihm in das Land der Hegelingen zu fahren, und Hagen willigte ein. Die Fahrt verlief glücklich, und Hettel sah das reiche Land mit seinen saftigen Marschen, sah die stattlichen Burgen und die edlen Ritter, die herbei eilten um ihren heimkehrenden König zu begrüßen, und er konnte sich wohl überzeugen, daß Hettel ein eben so mächtiger als geehrter und geliebter König war, und das war Hagens größte Freude.

Die Hochzeit Hettels und Hildes wurde mit großer Pracht gefeiert; am zwölften Tage aber nahm Hagen Abschied von ihnen, empfahl der treuen Hildburg die Sorge um sein geliebtes Kind und legte Hilden selbst mildthätige Freigebigkeit als erste Tugend einer guten Königin und Herrin an's Herz, und fuhr dann fröhlich wieder nach Vallan zurück, um seiner Gattin zu verkünden, wie alles ergangen sei.

Da freute sich die edle Königin, daß ihre Tochter einen so guten Mann gefunden habe, und pries Gott für solches Glück und fragte nach allem und jedem, wie die Frauen und zumal die treue Hildburg sich befänden, die Hilden begleitet hatten.

„Sie sind über den Verlust ihrer Heimat durch reiche Geschenke und Ehren hinlänglich getröstet,“ sagte Hagen. „Mögen sie also immerhin dort bleiben, und mag Hilde sich ihres Mannes und ihrer Ehren freuen; denn wahrlich, es sind um ihretwillen viele herrliche Panzer verhauen!“



*) Eigenthum der Verlagshandlung.

Unser Pärchen.

Aus Oscar Pletsch' „Springinsfeld“.

Reime von Friedrich Oldenberg.

In Musik gesetzt von Friedrich Pacius.*)

Herzinniglich,

p

Gieb ihr die

p

Patsch, mein klei - ner

Wicht, gieb ihr die Patsch und schäm' dich nicht; das ist ja die lie = be Prin =



The first system of music features a vocal line in a treble clef with a key signature of one flat and a 3/4 time signature. The lyrics are "Wicht, gieb ihr die Patsch und schäm' dich nicht; das ist ja die lie = be Prin =". Below the vocal line is a piano accompaniment consisting of two staves: a right-hand staff in a treble clef and a left-hand staff in a bass clef. The piano part includes a dynamic marking 'p' (piano) and features a rhythmic pattern of eighth notes in the right hand and a more melodic line in the left hand.

zes = sin von Gold, die sucht ih = ren Prin = zen Wun = der =



The second system continues the vocal line with the lyrics "zes = sin von Gold, die sucht ih = ren Prin = zen Wun = der =". The piano accompaniment continues with similar rhythmic and melodic patterns, maintaining the key signature and time signature.

hold. Sie will mit ihm spie = len ein klei = nes Weil = chen, und



The third system begins with the vocal line in a half-note rest, followed by the lyrics "hold. Sie will mit ihm spie = len ein klei = nes Weil = chen, und". The piano accompaniment features a more active bass line with eighth-note patterns and a right-hand part with chords and moving lines.

will ihm kü = sen das Sab = ber = mäul = chen; drum gieb ihr dei = ne



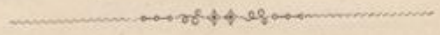
The fourth system continues the vocal line with the lyrics "will ihm kü = sen das Sab = ber = mäul = chen; drum gieb ihr dei = ne". The piano accompaniment concludes the system with a final cadence in the bass line and sustained chords in the right hand.

Patschhand hin, drum gieb ihr dei - ne Patschhand hin, ihr wer - det K^o - nig und K^o - ni -

gin; drum gieb ihr dei - ne Patsch - hand hin, drum gieb ihr dei - ne Patsch - hand hin,

f
ihr wer - det K^o - nig und K^o - ni - gin.

dolce
p



Räthsel.

Von

F. v. Freiburg.

(Räthsel-Gebicht.)

1.

Wer sollte mich nicht lange kennen?
Ich gebe selbst von mir Bericht:
Ich ströme Feuer, kann nicht brennen,
Erleuchte glänzend, ohne Licht.

Ich kann nur mit dem Stock gedeihen,
Und nur getreten, werd' ich gut.
Das Alter muß mir Kraft verleihen,
Und doch zum Scherz fließt meist mein Blut.

Mein Haus ist eine dunkle Bestie,
Mit Holz und Eisen wohlverwahrt;
Mein Haus sind auch Krystall-Paläste,
Doch wird der Niegel nie gespart.

Ich biete dir die schönste Blume,
Die noch kein sterblich Auge sah;
Und Lieder tönen mir zum Ruhme,
Sie tönen ewig — fern und nah.

2.

Von dichtem Schleier bin ich rings umwallt,
Der sich verknüpft in Knoten und in Schlingen;
So birgt er täuschend Antlitz und Gestalt.
Ein scharfer Blick nur mag ihn leicht durchdringen;
Der prüft, und hat mein Antlitz bald erkannt:
Dem blöden Auge kann es nie gelingen.
Dereinst gelangte fern in Griechenland —
Wir haben's aus der Sage Mund vernommen —
Ein Staat durch mich an des Verderbens Rand;
Und als der Retter endlich war gekommen,
Da mußte' erlöschen seines Auges Licht,
Ihm selbst nicht minder als dem Land zum Frommen.

So schlimmes Unheil schafft' ich später nicht;
Doch muß mich immerdar ein Schleier decken,
So will's der strengen Regel strenge Pflicht.
Wag' es und lüft' ihn ohne zu erschrecken!
Und fällt er nieder, hast du mich erkannt,
Dann muß des Räthfels Deutung sich entdecken,
Die ich mit klarem Worte selbst genannt.

Von

Friedrich Güll.

1.

1.

Ich umsäume durch die Welt hin
Weit und breit das offne Meer.

2.

Und ich jage durch die Welt hin
Weit und breit der Wolken Heer.

1 und 2.

Ich mit Sichel und mit Sensen,
Ich mit Hacken und mit Harken
Schütze vor dem Feind des Vater-
Landes weithin offne Marken,
Bis er sich zur Flucht gewendet,
Pflug und Egge wieder adern,
Und die Friedensfahnen wehen
Und die Freudenfeuer flackern.

2.

Stets bin mit „Ein“ ich vorn am Haus,
Dagegen hinten stets mit „Aus“.
Mit „Ein“ in's Leben weint man sehr,
Mit „Aus“ vom Leben oft noch mehr.
O möchte doch dein „Ein“ und „Aus“,
In's Haus, in's Leben und hinaus,
Wenn auch nicht stets im Sonnenschein,
Erst glücklich und dann selig sein.

Anflösung der Räthsel Seite 62.

Räthsel von **Richard Avenarius.**
Die Wanduhr.

Räthsel-Gebicht von **Georg Lang.**
Die Hände.

Räthsel-Fragen von **Caroline Lange.**

1. E-is (Eis). 2. Körner. 3. Ein Ohm.

4. Das Eiland (Ei-Land).

5. Der Brocken.

6. In den Harnisch.

7. Das Tintenfaß.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Ammer, Jammer, Hammer, Kammer.

2. Das Gepäck und das Gebäck.

Knackmandeln

von Robert Löwike.

Geographische Räthselfragen.

I.

Durch Umstellung der Buchstaben kann man aus dem Worte „meiden“ den Namen eines in der alten Geschichte berühmten Landes bilden.

Wie heißt dieses Land?

II.

Ebenso kann man aus dem Worte „Sperre“ den Namen eines in der alten Geschichte berühmten Volkes erhalten.

Wie heißt dieses Volk?

III.

Talma war ein berühmter französischer Schauspieler, welcher zur Zeit Napoleons I. lebte. Durch Umstellung der Buchstaben, welche seinen Namen bilden, kann man den Namen einer kleinen, aber sehr bekannten Insel des mittelländischen Meeres erhalten.

Wie heißt diese Insel?

IV.

Durch Umstellung der Buchstaben kann man aus dem Worte „Sonde“ den Namen eines bekannten Badeortes erhalten.

Wie heißt dieser Ort?

V.

Ebenso kann man aus dem Worte „Kater“ den Namen einer großen Insel des mittelländischen Meeres erhalten.

Wie heißt diese Insel?

VI.

Ebenso aus dem Worte „gerben“ den Namen einer norwegischen Stadt, welcher gleich dem Infinitiv eines Zeitworts lautet.

Wie heißt diese Stadt?

VII.

Aus dem Worte „Raum“ den Namen eines großen Flusses in Asien.

Wie heißt dieser Fluß?

VIII.

Aus dem Worte „Saus“ ein Wort, welches zugleich

der Name einer Stadt in Italien und einer Stadt in Asien ist.

Wie heißt diese Stadt?

IX.

Aus dem Worte „Repos“ den Namen einer preussischen Provinz.

Wie heißt diese Provinz?

X.

Aus dem Worte „Jota“ den Namen eines Flusses auf der pyrenäischen Halbinsel.

Wie heißt dieser Fluß?

XI.

Aus dem Worte „Thron“ den Namen einer Stadt an der Weichsel.

Wie heißt diese Stadt?

XII.

Aus dem lateinischen Worte „ager“ den Namen einer Stadt in Thüringen.

Wie heißt diese Stadt?

XIII.

Aus dem lateinischen Worte „amoro“ den Namen einer Halbinsel.

Wie heißt diese Halbinsel?

XIV.

Aus dem Worte „Oran“ den Namen eines Flusses in Italien.

Wie heißt dieser Fluß?

XV.

Briesen ist der Name einer freien Stadt in dem ungarischen Comitat Sohl. Aus dem Namen dieser Stadt kann man den eines Landes im Südosten von Europa bilden.

Wie heißt dieses Land?

XVI.

Durch Umstellung der zehn Buchstaben, welche die beiden Wörter „Dper“ und „Aladin“ bilden, kann man den Namen einer Stadt im Südosten von Europa erhalten.

Wie heißt diese Stadt?

Auflösung der Knackmandeln Seite 63

von Robert Löwike.

I.

Fritz hatte 14 Mark, Emil 10 Mark, Alfred 4 Mark in seiner Sparbüchse.

II.

Das Liter Wein ist mit 1 Mark 20 Pfennig, das größere Faß mit 16 Mark, das kleinere mit 11 Mark berechnet.

III.

Er hatte 63 Schafe in seiner Heerde.

IV.

Zu dem ersten Jahrgang gehörten 990, zu dem zweiten 940, zu dem dritten 870 Mann.

V.

In dem ersten Haufen waren ursprünglich 880, in dem zweiten 560, in dem dritten 480 Steine.

